

Mai 2007

Venedig

RR = Renate Rüthlein
KB = Klaus Bölling

... Wasser, das bei Ebbe wieder zu Land wird, nassem Land aus saugendem Schlamm, Jagdrevier des Dunklen Wasserläufers, des Rotschenkels, des Strandläufers auf ihrer ewigen Suche nach Würmern und kleinen Muscheln. Sie waren die ersten Bewohner, und vielleicht, wenn die Stadt dereinst wie eine unendlich verlangsamte Titanic wieder im weichen Boden versinkt, auf dem sie jetzt noch zu schwimmen scheint, werden sie auch die letzten sein, als habe die Welt zwischen diesen beiden Augenblicken etwas geträumt, das unmöglich ist, einen Traum von Palästen und Kirchen, von Macht und Geld, von Herrschaft und Niedergang, ein Paradies der Schönheit, das aus sich selbst vertrieben worden ist, weil die Erde ein so großes Wunder nicht ertragen konnte.

Cees Noteboom

KB: Bereits vor knapp dreißig Jahren waren wir, mehr oder weniger zufällig, schon einmal in Venedig gewesen. Wir waren damals, im Sommer 1978, unterwegs nach Süditalien, und da es direkt am Wege lag, dachten wir, schauen wir uns auch Venedig an, parkten das Auto auf dem Festland und fuhren mit einem kleinen Schiff durch die Lagune nach San Marco. Nachdem wir Zarina, die sechs Jahre alt war, zwei Stunden lang bei brütender Hitze von Eisbude zu Eisbude geschleppt hatten, wagten wir, aus einer engen, bis zur Schmerzgrenze von halbnackten Touristen angefüllten Gasse kommend, einen Blick auf den Markusplatz, sahen aber nicht viel mehr, als ungefähr hunderttausend Menschen, die Schulter an Schulter standen und nach irgendwas die Hälse reckten. Über ihnen eine Milliarde kreischender Tauben, die der amorphen Masse aus menschlichen Leibern auf die Köpfe schissen. Erschrocken nahmen wir den nächsten Vaporetto zurück zum Auto und schworen uns: hier kommen wir noch mal her, zu einer anderen Jahreszeit und - ohne Kinder...

MO 14.5.2007

Es waren also durchaus gemischte Gefühle mit denen wir in Frankfurt den Airbus bestiegen. Die Erwartung, etwas Einmaliges zu sehen, war groß, die Angst, enttäuscht zu werden, ebenso. Ich war darüber hinaus nach allem, was ich über die Stadt gelesen hatte, und aus einer daraus resultierenden spätpubertären Trotzreaktion heraus, wild entschlossen, Venedig abscheulich zu finden.

RR: Ich hatte versucht, ähnlich wie KB, mir Venedig so schlimm wie möglich vorzustellen, um nicht zu sehr enttäuscht zu werden. Ich sah uns im Geiste, wie wir von Touristenmassen durch stinkende Gassen geschoben wurden, Essen und Trinken unbezahlbar und nirgends eine Toilette...

KB: Auf Marco Polo hatte der Flieger nicht gleich eine Landeerlaubnis bekommen und musste eine Runde über der Lagune drehen. Einem toten Fisch gleich, der, auf der Seite liegend, auf dem graugrünen Wasser schwamm, sahen wir unter uns die Stadt.

Der Flughafen war überschaubar. Am Informationsschalter holten wir uns Tickets (2 €) für den Bus Nr. 5, der uns in einer dreiviertel Stunde, wovon er knapp die Hälfte der Zeit im Stau stand, nach Venedig brachte. Wer es sich leisten konnte, nahm einen Vaporetto (12 €) oder ein Wassertaxi (100 €) nach San Marco. Das war die standesgemäße Art, sich Venedig zu nähern. Mit dem Bus, der sich tapfer durch verstaubte Wohn- und Gewerbegebiete hindurch quälte, betrat man es quasi durch den Hintereingang.

Es war früher Vormittag, und die Piazzale Roma, wo aller Autoverkehr vom Festland endet, lag im milden Licht des Maimorgens unter einem dezenten Schleier aus Dieselausgasen. Wir waren entschlossen, dem Chaos mit souveräner Gelassenheit zu begegnen. Zwischen Andenken- und Getränkebuden, die die eine Seite des Platzes beherrschten, führten ein paar flache Treppenstufen zum Ufer eines Kanals hinab, wo wir uns in den winzigen Schatten eines grauen, stacheligen Baumes quetschten und eine Zigarette rauchten, jeden Augenblick damit rechnend, dass jemand auf uns zu käme, um uns darauf aufmerksam zu machen, dass Rauchen in der Öffentlichkeit nicht erlaubt sei.

Obwohl wir sicher waren, dass uns nur ein paar Schritte vom „wirklichen“ Venedig trennten, galt es doch als erstes, den Bus der Linie 53 nach Padua zu finden, denn irgendwo zwischen Venedig und Padua sollte am Ufer der Brenta in einer Villa aus dem 18. Jahrhundert ein Zimmer für uns reserviert sein. Nach längerem, intensiven Umherschlendern wurde es zur Vermutung, dass nur die mit einem grünen C 4 gekennzeichnete Haltestelle in Frage kam. Zur Gewissheit wurde es, als dort tatsächlich ein Bus hielt, der nach Padua fuhr.

Während RR, unter dem weithin leuchtenden grünen C 4 stehend, unser Gepäck bewachte, machte ich mich an einem Bauzaun entlang, hinter dem Pressluftbohrer in Beton wühlten, auf den Weg zum Ticketschalter der venezianischen Verkehrsgesellschaft ACTV. Der Mann hinter der Glasscheibe sprach kein Englisch. Ich versuchte, ihm mit meinem weitgehend aus Verdiopern herrührenden Italienisch klar zu machen, was ich wollte: Tickets für einen Bus, der in Richtung Padova fuhr, aber bitte nicht über die Autobahn, sondern über eine Landstraße, wo es irgendwo zwischen den Ortschaften Mira und Dolo eine Haltestelle geben musste, die sich Casello 12 nannte und im Ortsteil Cesare Musatti liegen sollte. Namen, die dem Herrn hinter Glas offensichtlich genauso wenig sagten wie mir. Etwas genervt und mürrisch ließ er, gewillt den Weg des geringsten Widerstands zu gehen, seinen Computer zwei Tickets nach Padova ausspucken. Was ich umgehend reklamierte, woraufhin er die Tickets seufzend zusammenklammerte und in eine Schublade legte. Wo wir denn nun hinwollten. Nach Padova oder Dolo. Nach Dolo sagte ich mutig, obwohl ich gar nicht mehr sicher war, ob wir wirklich dahin wollten. Wie dem auch sei, ich hatte zwei Fahrscheine für je 2 Euro 80 in der Hand. Dolo konnte also nicht sehr weit sein. Als wir schließlich in den Bus nach Padua einstiegen, zeigte ich dem Fahrer den Zettel mit dem Namen der Haltestelle und meinte, die Andeutung eines Kopfnickens wahrzunehmen.

Kurz nachdem wir den Damm, der Venedig mit dem Festland verbindet, passiert hatten, standen wir bei Porto Marghera im Stau einer einspurigen Baustelle. Bei der Gelegenheit konnten wir das Panorama des Industriegebiets von Marghera und Mestre ausgiebig betrachten. Was sich hier an Dämpfen und Schwaden, die den Schloten und Kraftwerkstürmen entwichen, dem überwältigten Auge darbot, war im Wortsinne atemberaubend. Hinter einem Metallgitterzaun, vor dem an strategisch günstigen Stellen der Straßenstrich von Mestre Aufstellung genommen hatte, sah man das kilometerlange Durcheinander von horizontalen und vertikalen Rohrleitungen der größten petrochemischen Anlage Italiens in den bleifarbenen Himmel ragen, der bis zum Horizont von Hochspannungsleitungen zerrissen war. Später waren wir froh, dass wir jeden Tag zweimal hier vorbei fahren mussten, denn dadurch war die Gefahr, in Venedig die Bodenhaftung zu verlieren, entschieden verringert worden.

Als wir die Baustelle endlich hinter uns hatten, ging ich noch mal nach vorn, um den Fahrer daran zu erinnern, dass er Bescheid sagen sollte, wenn wir aussteigen mussten. Diesmal bekam ich ein fast wahrnehmbares Nicken als Reaktion. Nach insgesamt annähernd einer Stunde Fahrtzeit klopfte er schließlich an die Scheibe seiner Fahrerkabine und gab mit einer lässigen Kopfbewegung zu verstehen, dass die nächste Haltestelle die unsere sei.

Es war inzwischen High Noon, die Sonne stand sehr hoch am milchigen Himmel. Zwischen Straßenrand und dem schmiedeeisernen Vorgartengitter einer einstmals

herrschaftlichen Villa war ein ungefähr eineinhalb Meter breites, staubiges Niemandsland, an dem der Autoverkehr zwischen Venedig und Padua vorbei dröhnte. Wir mussten eine Lücke in dem fast endlosen Fahrzeugstrom abwarten, um auf die andere Straßenseite zu gelangen, wo die Ausbuchtung eines Parkplatzes war und am Fuße einer steilen, mit dürrerem Gras bewachsenen Böschung, gesäumt von alten Weiden, die Brenta floss. Die Weiden waren auf dem Höhepunkt ihrer Fruchtbarkeit und hüllten uns in ein fröhliches, weißes Pollengestöber, das Augen und Nase verklebte und überall an den Klamotten haften blieb. Im mageren Schatten eines dieser Fruchtbarkeitsungeheuer rauchten wir gierig eine Zigarette und begannen, nach unserer Villa Ausschau zu halten, die fünfzig Meter von der Haltestelle entfernt sein sollte. Und in der Tat, in einem der Vorgärten konnte man mit etwas Phantasie den auf ein Holzschild gemalten Schriftzug „Villa Gasparini“ erkennen.

Der Straßenlärm war wie abgeschnitten, als wir die doppelt verglaste Eingangstür hinter uns geschlossen hatten. Ein freundlicher junger Mann, der ein passables Englisch sprach, bestätigte unsere Buchung und führte uns in Zimmer 101, das direkt neben der Rezeption zur Straße hin lag. Das Mobiliar war nachgemachtes 18. Jahrhundert in Weiß und Gold und Grün mit zierlich geschweiften Kanten. Der Flachbild-Fernseher auf dem zerbrechlichen Sekretär war nicht nur ein Stilbruch, sondern nahm auch noch viel Platz weg, den man als Ablagefläche gebraucht hätte. So wurschtelten wir ziemlich erschöpft und mürrisch auf engem Raum herum und versuchten, unsere wenigen Sachen zu verstauen. Rauchen durfte man nicht, da an der hohen Decke zwischen den Originalbalken von 1700 ein Rauchmelder installiert war, worauf uns der freundliche Herr am Empfang gleich hingewiesen hatte. Wir hatten zwar ein Raucherzimmer gebucht, aber so etwas gab es hier gar nicht. Rauchen konnte man nur auf der kleinen, ein paar Schritte von unserem Zimmer entfernten Terrasse, wo man an zierlichen schmiedeeisernen Tischen auf zierlichen schmiedeeisernen Stühlchen saß, die hart und unbequem waren, was aber nicht weiter störte, denn wegen des Lärms auf der nur fünf Schritte von der Terrasse entfernten Landstraße konnte man es eh nur auf eine Zigarettenlänge aushalten.

Da wir nach 8 Stunden Stress zu aufgedreht waren, um uns aufs Bett legen und entspannen zu können, mussten wir weg von hier, um irgendwo einen schattigen, ruhigen Ort zu finden, wo man sich bei einem eiskalten Prosecco bequem zurück lehnen und die Beine von sich strecken konnte. Der junge Mann am Empfang meinte, Dolo habe ein kleines historisches Zentrum und sei etwa 2 Kilometer entfernt. Und er riet uns entschieden, den Bus zu nehmen. Was natürlich unter unserer Würde war. So sah man uns also am Straßenrand entlang schleichen, wo der Fahrtwind der vorbeirasenden Autos unsere von einer gnadenlosen Sonne aufgeheizten Köpfe nur unwesentlich kühlte. Als Ziel hatten wir eine ungefähr 500 Meter entfernte Brücke vor Augen. Wir nahmen an, dass es auf der anderen Seite der Brenta ruhiger sein würde.

Das war es auch, doch der erhoffte Uferweg endete nach ein paar Schritten in undurchdringlichem Gestrüpp, so dass wir gezwungen waren, auf einer Landstraße weiter zu marschieren, die zwar kaum befahren war, sich aber in einem weiten Bogen vom Ufer der Brenta entfernte. Wir konnten nur hoffen, dass sie nach Dolo hineinführte. Die Sonne war fast senkrecht über uns. Die vereinzelt am Straßenrand stehenden, mageren Bäume waren als Schattenspender untauglich. Auch die Sandalen, die ich an den Füßen trug, erwiesen sich für diesen Marsch als extrem

ungeeignet. Nachdem wir ein ländliches Wohngebiet durchwandert hatten, wo als einziges Lebewesen ein Hund, die Schnauze auf den Vorderpfoten, aus einem Vorgarten heraus mit trägen Augen unseren Schritten folgte, sahen wir nach einer Kurve endlich das Ortsschild von Dolo. In der Ferne, offensichtlich auf der anderen Seite der Brenta, ragte ein mächtiger Campanile in den Himmel. Geschätzte Entfernung: zwei Kilometer Luftlinie. Da mussten wir hin. Dort würde es Schatten geben, Essen und Trinken und vor allem den Bus zurück zur Villa Gasparini. Die Straße führte jetzt wieder zum Flussufer, wo etliche Betonsockel, die ehemals das Fundament für Bänke gewesen sein mochten, zur Rast einluden. Wir tranken einen Schluck Wasser aus der mitgeschleppten Plastikflasche, schauten aufs grüne Wasser der Brenta und kamen uns unendlich bescheuert vor.

Obwohl uns die etwa 300 Meter entfernte Brücke schier unerreichbar schien, setzten wir mit stoischer Gelassenheit einen Fuß vor den anderen, versprach sie doch den Übergang ins gelobte Land des tosenden Verkehrs und damit das Vorhandensein einer Bushaltestelle. Nachdem wir, am anderen Ufer angelangt, menschenleere, doch einigermaßen schattige Gässchen durchschritten hatten, gelangten wir schließlich auf einen ausgedehnten, länglichen Platz, den die SR 11 (ich nehme an Strada regionale) in zwei Hälften teilte. Hunger und Durst waren uns inzwischen abhanden gekommen, so dass es nicht allzu schwer war, das Nichtvorhandensein geeigneter und vor allem geöffneter Kneipen hinzunehmen. Nur gegenüber der Bushaltestelle gab es eine Trattoria, die aber nicht sehr einladend aussah. Wir machten ein paar Schritte in ein Seitengässchen, fotografierten brav den Campanile, der weder besonders schön noch schief war und gingen zurück zur Trattoria. Ein hölzernes Podest vor der Kneipe war halb in die Straße hineingebaut. Dort standen ein paar Tische und Stühle, und man konnte rauchen. Nach oben und zur Straße hin war das Podest mit schwarzen Plastikplanen verhängt, was ihm den Charme einer Baustelle verlieh aber den nicht zu unterschätzenden Vorteil hatte, Schatten zu spenden. Einige Tische weiter saßen ein paar Arbeitslose, tranken Bier und zeigten beim Lachen ihre schlechten Zähne.

Nachdem wir uns bei einem Mineralwasser ein bisschen erholt hatten, fragte ich die Asiatin hinter der Theke, wo man hier Tickets für den Bus kaufen könne. Sie zeigte mit dem Arm in die Richtung aus der wir gekommen waren. Wir tippten auf den Tabakladen ein paar Schritte weiter, doch der war geschlossen. Schließlich radebrechte ich einen älteren Mann mit meinem Belcantoitalienisch an, der radebrechte zahnlos doch freudestrahlend zurück: *Du Deutsch?* Scheiße, dachte ich, jetzt kommt die Geschichte, wie er bei Opel in Rüsselsheim malocht hat, das wär's dann, doch wir blieben verschont, denn seine Kenntnis der deutschen Sprache schien über *Dudeutsch* doch nicht hinaus zu gehen. Er zeigte uns den vier Schritte entfernten Laden, an dem wir schon zweimal vorbeigelaufen waren, ohne zu bemerken, dass er auf den Verkauf von Busfahrkarten spezialisiert war. Auf einem Zettel an der Tür stand zwar, dass der Laden von 6 bis 20 Uhr durchgehend geöffnet war, doch der Laden war leer und die Tür verschlossen. Nach etwa fünf Minuten kam ein mürrisch aussehender Mensch, schloss die Tür auf, begab sich hinter die Glasscheibe, setzte eine amtliche Mine auf und verkaufte uns für je 95 Cents zwei Fahrkarten nach Cesare Musatti.

Dort gab es schräg gegenüber dem Hotel eine Tabak-Bar. Der Inhaber versuchte gerade, mit einem Kanten Weißbrot eine Entenfamilie samt ihrer niedlichen Brut, die dabei war, in Richtung Theke zu watscheln, zur Böschung der Brenta

zurückzulocken. Wir kauften 2 Sandwichs, Bier und Cappuccino und setzten uns unter einen Sonnenschirm neben das Haus, wo es zwar genau so laut war, wie auf der Terrasse des Hotels, aber wenigstens hatte man den die Nerven beruhigenden Blick auf den Fluss. Doch auch hier konnte man sich nicht länger aufhalten. Eigentlich hatten wir vorgehabt, heute nur die nähere Umgebung zu erkunden, eventuell einen Supermarkt zu finden, wo wir Käse und Wein kaufen konnten, doch das war alles gründlich misslungen, und nach einer Fortsetzung in die andere Richtung, also Mira, stand uns nicht der Sinn. Auch nicht nach Besichtigung der palastähnlichen, ehemaligen Sommerresidenzen des reichen venezianischen Adels, die wie „auf einer Perlenschnur aufgereiht“ an der Riviera del Brenta lagen. Namen wie Villa Widmann oder Villa Pisani vermochten uns nicht zu locken, hatten wir doch an unserer Villa Gasparini vollauf genug. Da es erst halb vier Uhr nachmittags war, beschlossen wir, mit dem nächsten Bus nach Venedig zu fahren. Während der Fahrt konnten wir uns ausruhen, und in Venedig, so nahmen wir an, würden wir all das finden, was wir hier vergeblich gesucht hatten. Nach 35 Minuten, das war die normale Fahrtzeit ohne Stau und Baustelle, standen wir wieder auf der Piazzale Roma, wo wir als erstes ein 72-Stunden Ticket für den Vaporetto kauften, um uns dann der Seite des Platzes zuzuwenden, wo das eigentliche Venedig beginnen musste.

Ein paar Schritte unterhalb der Souvenirbuden der Piazzale Roma sitzen im Schatten eines hölzernen Kiosks gelangweilte Gondolieri in der Abendsonne und warten auf Kundschaft. Ein weißes Brückchen führt über einen schmalen Kanal, der linkerhand offensichtlich in den Canal Grande mündet. Ein schmiedeeisernes Tor, eine winzige Parkanlage, dann wieder ein Brückchen mit zierlichem Eisengeländer, wir biegen um eine Ecke und halten den Atem an.

Fondamenta Minotto lesen wir an einer Hauswand. Wir sehen einen Kanal, wie es ihn wohl zu Dutzenden in Venedig gibt. Ein- bis zweistöckige Häuser mit vernarbten Fassaden, grüne und blaue Fensterläden, kaum ein rechter Winkel, Schmiedeeisernes, abbröckelnder Putz, ein rosa Schornstein gegen den Abendhimmel, im Hintergrund, wo der Kanal zu enden scheint, doch wir ahnen, hier endet nie etwas, eine Andeutung von weißen Spitzbögen, in die eine gemauerte Brücke hineinragt. Später in Frankfurt, als ich mir aufmerksam das Foto dieser abendlichen Szenerie betrachte, stelle ich fest: Jedes Detail für sich genommen ist banal, wenn nicht gar hässlich, doch alle Details als Ganzes gesehen sind von einer Schönheit, die das Herz gleichzeitig schwer und leicht macht. Liegt darin das Geheimnis Venedigs, dass seine Schönheit aus lauter kleinen Hässlichkeiten besteht?

Wir kommen uns vor wie Statisten in einer zerbrechlichen Theaterkulisse. Wenn nicht gerade ein Motorkahn unten auf dem Kanal vorbeituckert, hören wir nur unsere eigenen Schritte und die der paar Rucksacktouristen auf der anderen Kanalseite, wo offensichtlich der Haupttrampelpfad nach Rialto und San Marco verläuft.

Meine Körperlichkeit scheint geschrumpft zu sein. Ich bestehe nur noch aus Augen und Ohren. Alle Müdigkeit des Tages, der sich in einer anderen Welt abgespielt hat, ist verschwunden. Ich weiß, diese halbe Stunde, da mir träumte, ich ginge in Venedig an einem Kanal entlang, werde ich nie in meinem Leben vergessen. Ich fühle mich wie frisch verliebt, und es ist Liebe auf den ersten Blick, wenn es so etwas bei einer

Stadt gibt. Und ich weiß in einem Winkel meines Kopfes, ich habe mich in eine bejahrte Hure verliebt, die immer die Maitresse der jeweils Herrschenden war und ist und sein wird...

Nach wenigen traumwandlerischen Schritten biegen wir um eine Ecke, und eine ganz andere Perspektive öffnet sich. Ein winziger Campo, ein unscheinbares Kirchenportal, grau und gebeugt vom Alter. Der Seitenkanal verbreitert sich zu einem Bassin, um dann am Ende als schmaler Kanal in einen anderen Kanal, den wir nicht sehen können, zu münden. Auf den Stufen des Kirchenportals sitzen einige jüngere und ältere Frauen mit Malblöcken auf den Knien. Es herrscht eine konzentrierte Stille, die wir vorsichtig durchschreiten bis zu der Stelle, wo der schmale Kanal in den breiteren Rio Nuovo mündet. Die Calle endet hier. Eine glatte Steintreppe führt ins milchig grüne Wasser hinab. Wir setzen uns, schauen auf eine unverputzte, rote Ziegelmauer, hinter der sich einer der in Venedig so raren Gärten befinden muss, denn es rankt sich Grünzeug über die Mauer bis zum Wasser hinab. Wir schauen auf geschlossene Fensterläden, die Fenster im Erdgeschoß sind kunstvoll vergittert, eine grüne Holztür reicht mit der Unterkante fast bis zum Wasserspiegel. Über dem Türsturz der steinerne, vom Alter geschwärzte Kopf eines Dämons. Die von Schimmel, der salzhaltigen Luft, der Feuchtigkeit und nicht zuletzt von den Industrieausdünstungen des Festlands zerfressene Außenmauer des Gebäudes zur Linken wäre in jeder anderen Stadt ein Anlass für baupolizeiliche Maßnahmen. Säumten derart rüdigte Mauern einen Kanal in Alkmaar oder Delft, der Besucher würde die Hände überm Kopf zusammenschlagen. Warum nicht in Venedig? Liegt es an dem filigranen Brückchen, das sich im Bildhintergrund elegant über den Kanal wölbt, oder an der blutfarbenen Fassade eines anderen Gebäudes, dessen Dachkonstruktion so verwinkelt ist, dass es an eine Pagode erinnert, oder an der Wäsche, die sich auf einer Leine über den Kanal spannt, oder an den Fernsehantennen auf den altrosa Dächern oder den Motorkähnen, die an den Hauswänden vertäut sind? Oder liegt es einfach am Wasser, dessen Gelassenheit sich auf Menschen und Dinge überträgt und sie dadurch schöner macht, als sie in Wahrheit sind?

Von irgendwoher hören wir die Klänge eines Akkordeons. Sie scheinen von der Seite des Kanals zu kommen, die wir nicht einsehen können. Ich klammere mich an einen Mauervorsprung und versuche um die Ecke zu schauen. Ein wollüstiges Erschrecken lässt mich fast ins Wasser fallen, denn eine ganze Armada schwarzer Gondeln rudert auf unseren Ort stiller Kontemplation zu. Mit elegantem Hüftschwung (RR: KB schaffte es gerade so, nicht ins Wasser zu fallen...) schwinde ich mich zurück auf das Treppchen und mache die Nikon klar. Die Musik wird lauter und einen Augenblick später schiebt sich der Bug einer Gondel ins Bild. Offenbar lassen sich die Teilnehmer eines Betriebsausflugs, auf mehrere Gondeln verteilt, durch die Kanäle schippern. In der einen Hand das Proseccoglas in der anderen die Digitalkamera, so treiben sie, albern wie pubertierende Halbwüchsige auf Klassenfahrt, an unserem bemoosten Treppchen vorbei. Sie fotografieren uns, wir fotografieren sie. In der mittleren Gondel sitzt ein Mensch mit einem Akkordeon, dem er nicht sehr saubere Töne entlockt. An seiner Seite steht ein kompakter Mann mittleren Alters mit Sonnenbrille, der mit öliger Bierstimme einen albernen italienischen Schlager krächzt. Alles in allem, eine Begegnung der eher peinlichen Art. Dabei fällt uns die Geschichte von Mark Twain ein, der ein sehr kritischer Bewunderer Venedigs war. Als der Gondoliere, der ihn durch einsame abendliche

Kanäle ruderte, zu singen begann, hatte Twain ihn angefahren: Du hörst sofort auf damit, oder einer von uns muss ins Wasser...

Wir gehen ein paar Schritte zurück und erreichen über ein weißes Brückchen den Haupttrampelpfad in Richtung Rialto, San Marco. Eigentlich hatten wir vorgehabt, erst morgen Vormittag der Piazza, der Piazzetta, und dem Sestiere San Marco einen kurzen Besuch abzustatten, doch wenn uns die venezianische Göttin des Zufalls heute Abend schon in diese Gegend locken sollte, wir werden uns nicht dagegen wehren. Wir haben keinen Stadtplan dabei und sind nur auf unseren Instinkt angewiesen und auf die gelb-schwarzen Schilder, die nach San Marco und Rialto weisen. Mit anderen Worten, wir lassen uns treiben, lassen uns mal vom Touristenstrom durch enge Calli schieben, biegen dann wieder in Nebengassen ab, die nicht selten an einem stillen Kanal enden, manchmal aber auch durch einen niedrigen Sotoportego in ein Venedig führen, wo es nicht verwundern würde, wenn uns Damen und Herren, nach der Mode des 17. oder 18. Jahrhunderts gekleidet, entgegen kämen. Nach einiger Zeit des ziellosen Vor-sich-hin-schlenderns gleicht ein Kanal, ein Brückchen dem anderen. Auch die Calli sehen alle gleich aus, und oft hat man das Gefühl, die Menschen, denen man begegnet, schon einmal gesehen zu haben...

Durch ein hohes Gittertor in einer Mauer können wir in einen weitläufigen Garten blicken, der auf einer erhöhten Terrasse in der Mitte ein Restaurant zu beherbergen scheint. Auch die Speisekarte neben dem Tor deutet darauf hin. Wir rütteln am Tor, doch es ist verschlossen. Ein Pfeil sagt „Eingang in der Kneipe nebenan“, doch dort zuckt man bedauernd mit den Schultern. Zum Diskutieren und zum Suchen sind wir zu müde, was wir heute nicht finden, werden wir auch nicht suchen. In einer namenlosen Calle verkauft eine junge Frau aus dem Fenster einer Bäckerei heraus für einen Euro fünfzig riesige Pizzaviertel, die frisch aus dem Ofen kommen und die wir im Gehen herunter schlingen. Man hatte uns vor trockenen, uralten Teigfladen gewarnt, daher sind wir angenehm enttäuscht. Fast jeder in der Calle kaut mit vollem Mund. Es ist die preiswerteste und schmackhafteste Art, in Venedig nicht zu verhungern.

Als wir müde und durstig sind, erreichen wir einen namenlosen Campo, dessen eine Hälfte gerade Platz für die Tische und Stühle einer Trattoria hat. Wir bestellen un' ombra bianca und una birra piccola, außerdem fragen wir, ob es eine Toilette gibt, denn man hatte uns gewarnt, dass sehr viele Kneipen noch nicht mal eine Toilette hätten, diese hier hat, und wir können uns beruhigt im Schatten der Markise niederlassen. Zu den Getränken wird ein Tellerchen Kartoffelchips serviert. Gratis ist auch der Blick auf ein Stück klassisch strenger Renaissance Architektur. Links die Fassade einer Kirche aus glänzenden Ziegelsteinen. Die gliedernden Horizontalen und Vertikalen sind aus weißem Marmor. Der dreieckige Türsturz über dem Portal soll die Vision antiker Tempelfronten herauf beschwören. Uns gegenüber die zart altrosa getünchte Fassade eines schlichten Wohnhauses. Die Fenster des ersten und zweiten Stocks haben Rundbögen, die des dritten, der wahrscheinlich später hinzugefügt wurde, sind einfache Rechtecke. Die blauen Fensterläden im dritten Stock sind geschlossen, im ersten Stock versucht eine ältere, offensichtlich schon ziemlich gebrechliche Frau, die Fensterscheiben mit einem Papiertaschentuch zu putzen. An der Hausecke, wo der Campo in eine enge Calle übergeht, hängt eine kunstvoll geschmiedete Straßenlaterne. Ein paar Tische weiter sitzen drei ältere Damen, die offensichtlich zum Kiez gehören. An jedem Stuhl lehnt ein

aristokratischer Krückstock mit einem Griff aus ziseliertem Silber. Sie unterhalten sich lebhaft in einer Sprache, von der ich annehme, dass es Venezianisch ist. Ab und zu erscheint ein nervöser Gondoliere neben dem Kirchenportal, wo ein weißer Gartenstuhl für ihn bereit steht. Er raucht hastig eine Zigarette, murmelt etwas von Gondola, Gondola und verschwindet wieder in der Calle, die wahrscheinlich zum Canal Grande führt. Das herauszufinden, haben wir heute nicht mehr genug Energie. Wir wollen nur noch wissen, wo die nächste Vaporetto-Station ist, um zur Piazzale Roma zurück zu fahren. Wir bezahlen 7 Euro und machen uns auf, immer noch in Richtung San Marco.

Daß wir uns San Marco nähern, können wir an den Menupreisen der Restaurants ablesen. Ungefähr alle 10 Meter steigen sie um einen Euro... Ein kleiner Supermarkt, den wir hier nicht vermutet hätten, und der so etwas wie Normalität in den Touristenrummel bringt, kommt uns wie gerufen. Wir kaufen, da sie als einzige Schraubverschlüsse haben, 4 kleine Fläschchen Bardolino, eine Flasche Whisky, ein Stück Käse und eine Packung Grissini als leckeren, immer knackigen Brotersatz. Die Preise sind mitteleuropäischer Durchschnitt.

Mein Rucksack ist ziemlich schwer, als wir den Supermarkt verlassen. Irgendwann haben wir das Gefühl, im Kreis gegangen zu sein. An diesen winzigen Zucchini in einem Korb vor einem Tante Emma Laden waren wir doch erst vor einer Viertelstunde vorbeigekommen. Sicher bin ich mir natürlich nicht. Wie viele Geschäfte im Sestiere San Marco mochten diese winzigen Zucchini verkaufen. RR ist dagegen sicher, dieses Bild in einem Schaufenster vor einer Viertelstunde schon einmal gesehen zu haben. Mir fällt ein, was ich mir als Motto auf den Stadtplan, den mir das Italienische Fremdenverkehrsbüro in Frankfurt geschenkt hatte, notiert habe: *In Venedig kann man einer Sache nie sicher sein...* Ich spreche einen jungen Mann an, der mir verständnisvoll grinsend auf Französisch erklärt, dass wir am Ende der Calle nur links gehen müssen, dann tout droit, sempre diritto, immer geradeaus und in vier (!) Minuten ständen wir auf der Piazza. Da wir nach dem, was wir bis jetzt gesehen haben vermuten, dass in Venedig eine Gerade sehr krumm sein kann und vier Minuten durch acht Jahrhunderte führen können, sind wir froh, als wir nach nur 10 Minuten wirklich am Ziel sind.

RR: Während KB nach dem Weg fragt, habe ich die erste Begegnung mit einer venezianischen Katze. Sie hat hellblaue Augen und scheint sehr gebildet zu sein. Auf den Hinterpfoten stehend, versucht sie ein im Schaufenster eines Antiquariats liegendes Buch zu entziffern. Dabei würdigt sie weder uns noch sonst einen Menschen eines Blickes.

KB: Wir betreten die Piazza quasi durch den Dienstboteneingang. Denn die herrschaftliche Form der Annäherung an den „schönsten Salon Europas“ hat vom Wasser her stattzufinden. Die Basilika im Rücken, sehen wir rechts und links die Prokuratien, in deren Säulengängen sich die berühmten Cafès Florian und Quadri gegenüberliegen und wo in den Läden und Boutiquen zu horrenden Preisen Designer-Schrott verkauft wird. Ich mache ein paar Pflichtfotos. RR auf dem Markusplatz. Der Campanile. Der Uhrturm mit dem himmelblauen Zifferblatt, von dessen obersten Sims ein steinerner geflügelter Löwe, dessen Kopf eher an einen griesgrämigen Bernhardiner erinnert, auf uns herabblickt. Diese Zurschaustellungen der Macht und des Reichtums habgieriger Händlerdynastien lassen uns ziemlich kalt. Das sakrale Gegenstück, die Basilika mit ihrer byzantinischen Disneyland-Architektur

und der Portalfassade, die eine einzige Beutekunst-Ausstellung ist, sagt uns noch weniger. Der Dogenpalast schließlich, wie alle Monumentalarchitektur, die von der Überlegenheit einer Minderheit künden soll, wirkt ein bisschen langweilig.

Auf dem Weg zur Vaporetto-Station vermeiden wir es, zwischen den beiden Marmorsäulen hindurch zu gehen, weil wir gelesen hatten, dass die Venezianer glauben, dass das Unglück bringt, denn hier waren während der großen Zeit die zum Tode Verurteilten hingerichtet wurden, wenn der Rat der Zehn es nicht vorgezogen hatte, sie, um kein großes Aufsehen zu erregen, klammheimlich im „Canale Orfane“, dem „Kanal der Waisen“ irgendwo zwischen der Guidecca und dem Lido ertränken zu lassen. Auf der einen Säule der allgegenwärtige geflügelte Löwe, auf der anderen der Heilige Theodor, der mit einem Krokodil kämpft und einstmals der Schutzpatron der Stadt war. Als Venedig immer reicher und mächtiger wurde, musste einer her, der mehr hermachte als der poplige Theodor. So kam es, dass ein Sonderkommando der venezianischen Marine im Jahre 828 den angeblichen Leichnam des Evangelisten Markus aus dem ägyptischen Alexandria raubte und, unter einer Ladung Schweinefleisch verborgen, nach Venedig schmuggelte. Dort wird bis heute jedes einzelne Knöchelchen als Reliquie verehrt. Ins Bild passt, dass beide Säulen im frühen 12. Jahrhundert in Syrien geklaut wurden.

Über die Mole geht ein leichter Abendwind, und es tut gut, aus dem engen Halbdunkel der Calli und Kanäle herauszutreten und auf das Licht und die Weite der Lagune zu blicken. Die Promenade, entlang den Giardini ex Reali, einer kleinen Parkanlage, ist sehr belebt vom feierabendlichen Fußgängerverkehr. Auf der Terrasse einer schlichten, weißen Villa stehen eng aneinander gequetscht Damen und Herren in Abendgarderobe, halten sich an Sektgläsern fest und machen Konversation. Am Giebel des Gebäudes lesen wir den Schriftzug aus pinkfarbenen Leuchtbuchstaben: „Cipriani“. Erst denken wir an ein Hotel, doch dann dämmt es, wir gehen gerade an „Harry's Bar“ vorbei, wo Hemingway über die Entenjagd auf Torcello schwadroniert und aristokratische Rot-Kreuz-Schwesterinnen poussiert hatte. So wie es für manche Leute ein absolutes Muss ist, in Harry's Bar gesehen worden zu sein, so bereitet es uns eine besondere Genugtuung mitteilen zu dürfen, dass wir nicht in Harry's Bar, nicht in der Basilika und auch nicht im Dogenpalast gewesen sind...

Der Vaporetto zur Piazzale Roma ist ziemlich voll. Das einzige, was wir heute vom Canal Grande sehen, ist ein Mann, der in einem Traghetto steht und Zeitung liest! (Traghetto heißen die Gondeln, die an zwei oder drei Stellen am Canal Grande einen preiswerten Fährdienst von Ufer zu Ufer versehen). Da wir keinen Entwerter gesehen hatten, zeigen wir unsere Tickets der jungen Frau, die dafür sorgt, dass das Ein- und Aussteigen der Passagiere sowie das An- und Ablegen des Bootes reibungslos vonstatten geht. Sie schreibt mit Kugelschreiber Datum und Uhrzeit auf die Tickets, und die Sache ist erledigt. Der Vaporetto braucht eine Dreiviertelstunde bis zur Piazzale Roma. Dort erwischen wir gerade noch den Bus um 20 Uhr 25 und sind gegen neun in der Villa Gasparini.

RR: Zwischen Dolo und Mira sehen wir vom Bus aus etliche verwitterte, mit Moos überzogene Skulpturen am Rande einer Wiese oder eines Feldes stehen, die letzten Zeugen von der Größe der Anwesen vor 250 Jahren.

Zwei Häuser von der Villa Gasparini entfernt hatten wir mittags das Schild eines Restaurants gesehen, in dem wir jetzt essen wollen. Es überrascht uns nicht, dass wir vor verschlossener Tür stehen - wir haben uns im Laufe unserer Reisen an geschlossene Gaststätten gewöhnt. Da unsere Köpfe von einer schwirrenden Leere erfüllt sind, sitzen wir noch bis nach 23.00 Uhr auf der Terrasse und liegen dann endlich nach fast 20 Stunden erschöpft im Bett.

DI 15.5.07.

RR: Um halb acht stehen wir ziemlich zerschlagen auf und sitzen gegen 9.00 Uhr im Frühstückszimmer, wo ich an der Senseo-Kaffeemaschine versuche, die für mich richtige Kaffee-Mischung zu zapfen. KB ist glücklich, als er Teebeutel entdeckt, die Taste für das heiße Wasser zu bedienen, bereitet ihm keine Schwierigkeiten.

In der Empfangshalle der Villa Gasparini hatten wir zuvor den zartgrün bis hellviolett glänzenden Kronleuchter nebst dazugehörigen Wandleuchtern bewundert. Diese jugendstilähnlichen Lampen stammen tatsächlich noch aus dem 19. Jahrhundert, und man bekommt eine Ahnung von den Glasbläser-Künstlern der Insel Murano. Die Empfangsdame verdreht ein wenig die Augen als sie zu erklären versucht, wie mühsam das Putzen dieses Glases ist.

KB: Um elf Uhr nehmen wir den Bus zur Piazzale Roma. Mit der Vaporetto Linie 1 bis S. Marcuola. Das Boot hält vor der gleichnamigen Kirche, in der ein „Abendmahl“ von Tintoretto hängt, das wir uns aber schenken. Cannaregio, das Sestiere nördlich des Canal Grande steht heute auf unserem Programm.

Calli, Kanäle, Brücken, rechts, links, treppauf, treppab. Das Sestiere ist nicht so dicht bebaut wie San Marco oder San Polo, die Calli sind weniger eng, im Wasser der Kanäle spiegelt sich mehr Himmel, funkelt mehr Licht als auf der anderen Seite des Canal Grande. Wir suchen nichts Bestimmtes, wir wissen, es gibt das ehemalige jüdische Ghetto, einige Kirchen und Palazzi und die berühmte Ca' d'Oro am Ufer des Canal Grande.

Am Rio terrà San Leonardo bewundern wir eine Katze, die souverän den öffentlichen Raum einer Straßenecke beherrscht. Ein älterer Herr streichelt sie, lächelt uns an und sagt *Gato bonito*. Das heißt auf Spanisch, möglicherweise auch auf Italienisch: Hübsche Katze. Wir kauderwelschen ein bisschen auf Spanisch, Italienisch, Katalanisch und, ich vermute, er seinerseits auf Venezianisch über die Katzen in Venedig, die sich im Paradies fühlen müssen, im Gegensatz zu ihren armen, halbverhungerten Kolleginnen in Barcelona etwa.

Ein Rio terrà ist ein trocken gelegter und mit Erde aufgeschütteter ehemaliger Kanal, der sich meistens in eine breitere Einkaufsstraße verwandelt hat, über die sich der Touristentrampelpfad hinzieht. Doch man braucht nur in den Schatten eines stillen Gässchens zu treten, und schon ist man außerhalb der Welt. Wir gehen über kleine Brücken, deren anmutige Bögen sich im grünen Wasser schmaler Kanäle spiegeln, auf denen dann und wann ein Lastkahn mit Außenbordmotor tuckert.

Manchmal sehen wir nach dem Stand der Sonne, ohne darin eine wirkliche Orientierungshilfe zu finden, aber die braucht man auch nicht; wenn man nur lange genug im Zickzack und manchmal wohl auch im Kreis geht, findet man unweigerlich das, was man nicht gesucht hat. In wohl kaum einer anderen Stadt dieser Größenordnung ist es so reizvoll, nicht zu wissen, wo man sich gerade befindet, wie in Venedig. Verirren kann man sich nicht, früher oder später findet man immer wieder zur Herde zurück, aber man kann unvermutet auf verborgene Schätze stoßen, die man nicht gefunden hätte, wenn man nach ihnen gesucht hätte. Die Entfernungen von da nach dort überschreiten nie das menschliche Maß, die Gestaltung der Verkehrswege musste niemals den Bedürfnissen mechanischer Fahrzeuge angepasst werden. Man kann also von der direkten Verbindung zwischen zwei Punkten beliebig oft nach rechts und links ausscheren, ohne dass es ermüdend oder langweilig wird.

Obwohl ich sicher bin, dass er es nicht ist, weil es keinerlei befestigte Ufer gibt und das Wasser direkt an die Hauswände klatscht, frage ich eine ältere Frau in Kittelschürze, ob dies der Canale di Cannaregio sei. Sie nickt eifrig mit dem Kopf und singt *Sse Sse Signore*... Auch der nächste Kanal kann es nicht sein, also machen wir einen Schlenker um 180 Grad, gehen so lange durch menschenleere, schattige Gässchen, die ganz von der heiteren Schwermut des mediterranen Augenblicks erfüllt sind, bis wir uns plötzlich auf einem etwas schäbigen, schattenlosen Platz wieder finden, wo wir an einer Hauswand lesen Campo di Ghetto Nuovo. Im Erdgeschoß eines fünfstöckigen Wohnhauses eine Mischung aus Kneipe, Betstube und Buchhandlung, wo in der dämmerigen Kühle orthodoxe Juden mit schwarzen Vollbärten und ebenso schwarzen Hüten auf dem Kopf würdevoll um Tische herumsitzen und reden. Vor dem benachbarten, gemauerten Arkadengang mit niedrigen Rundbögen steht ein hagerer, vollbärtiger Mensch mit Kipa auf dem Haar und diskutiert mit einer amerikanischen Touristin, die sich die Bilder betrachtet, die er vor ihr ausgebreitet hat. Ein paar Schritte weiter die Casa di Riposto, das jüdische Altersheim. Die Lücke zwischen diesem und dem etwa 15 Meter entfernten Nachbarhaus schließt eine über fünf Meter hohe Backsteinmauer, die oben mit Stacheldraht bewehrt ist. Rechts neben der vergitterten Tür zwei Bronzetafeln, die an das Schicksal der 200 venezianischen Juden erinnern, die im Dezember 1943 und im August 1944 von der SS in die Vernichtungslager deportiert wurden. IL VOSTRO TRISTE OLOCAUSTO È SCOLPITO NELLA STORIA E NULLA CANCELLERÀ I VOSTRI MORTI DALLA NOSTRA MEMORIA PERQUE LE NOSTRE MEMORIE SONO LA VOSTRA UNICA TOMBA. Euer trauriger Tod ist eingraviert in das Buch der Geschichte und nichts wird ihn aus unserem Gedächtnis vertreiben können, denn unsere Erinnerung ist das einzige Grab, das ihr habt... Merkwürdigerweise gibt es den Text nur in Italienisch, Französisch und Englisch. Eigentlich sollten gerade auch deutsche Touristen über das, was hier passiert ist, in ihrer Muttersprache aufgeklärt werden. Schließlich sind es ihre Väter und Großväter, die dazu beigetragen haben, dass die Überlebenden mit solchen Tafeln um ihre Toten trauern müssen. Links neben dem Tor hängen mehrere Flachreliefs, die sehr eindringlich, und auch für analphabetische deutsche Touristen verständlich, Szenen am Rande eines Massengrabs zeigen, wo Männer, Frauen und Kinder von der deutschen Wehrmacht erschossen werden.

Beim Anblick der Preise auf der Speisekarte des einzigen Restaurants auf dem Campo vergeht uns der Appetit, und wir verlassen das „neue“ Ghetto über die nach Süden führende Calle, die sich Ghetto vecchio, altes Ghetto, nennt, obwohl sie

später erbaut wurde. Es waren einmal sechstausend Menschen, die hier auf engstem Raum zusammen lebten. Da das Ghetto auf allen Seiten von Kanälen umgeben war und sich nicht ausbreiten konnte, war man gezwungen in die Höhe zu bauen, daher sind die Häuser teilweise bis zu sieben Stockwerke hoch. Im Erdgeschoß eines der Häuser sitzt hinter der Schaufensterscheibe eines Antiquariats ein Mann an einem Schreibtisch und liest. Im Fenster steht an exponierter Stelle Thomas Mann: *La Morte a Venezia*. Daneben ein Band Henry James. Die Szene strahlt eine solche konzentrierte Ruhe aus, wie sie sonst nur noch von den souverän die Eingänge zu den kleinen Läden beherrschenden, wunderschönen Katzen ausgeht. Ein Lädchen hat neben dem Eingang Reproduktionen von Gemälden ausgestellt, die jüdische Synagogen in ganz Europa zeigen. In dem englischen Text, der daneben hängt, heißt es u.a. „*The synagogue of Frankfurt and the Jewish Community of Worms don't exist anymore. However we feel they should live in our memory.*“ An vielen Hauswänden hängen Kränze aus Plastikblumen, die an Opfer des Naziterrors erinnern. Am Ende des alten Ghettos wagen wir uns schließlich in einen niedrigen, schmalen Durchgang, einen Sotoportego, wo man in den Mauern noch die schweren hölzernen Türangeln sehen kann, in die früher bei Sonnenuntergang die Tore eingehängt wurden, die das Ghetto nachts von der Außenwelt abschnitten.

Nachdem wir den Durchgang passiert haben, stehen wir etwas benommen im grellen Sonnenlicht am Ufer eines breiteren Kanals, über dessen grüne Wasser ein frischer Wind aus der Lagune weht. Der Himmel ist nach der Enge des Ghettos auf einmal sehr hoch und weit. Weiße Sommerwolken türmen sich über dem Blau der Festlandlagune. Auf dem Canale di Cannaregio, denn um diesen handelt es sich, herrscht reger Verkehr. Lange Lastkähne, die Güter des täglichen Bedarfs transportieren, schnittige Motorboote, auf denen Goldkettchen spazieren gefahren werden und voll besetzte Vaporetti wuseln fröhlich durcheinander. Es riecht nach Meer und Spaghetti Bolognese.

Über die Ponte delle Guglie gehen wir auf die andere Kanalseite, die im Schatten liegt. Gleich am Fuß der Brücke, vom Touristenstrom umspült, ein Ristorante, das für 30 Euro ein „Touristenmenu“ anbietet. Kaum 100 Meter weiter kommen wir an einem asiatischen Restaurant, „Chinatown“ genannt, vorbei. Im Vergleich zum Ristorante sind die Preise vorkriegsmäßig, wenn das Essen genießbar ist, wäre es eine Alternative zur Pizza im Stehen. Wir merken es vor für heute Nachmittag.

Auf der Fondamenta di San Giobbe in Richtung Ponte Tre Archi ist außer ein paar Einheimischen kaum ein Mensch zu sehen. Kurz vor der einzigen dreibogigen Brücke, die es in Venedig gibt, lassen wir uns auf der Terrasse einer Trattoria nieder und bestellen Birra und Prosecco (5 €). Hier spricht man noch den venezianischen Dialekt, der eine Mischung aus Lateinisch, Portugiesisch und Catalan zu sein scheint, aber die Sprachen jeweils so verfremdet hat, dass kaum ein Wort wiederzuerkennen ist. Was das Schwäbische für Deutschland ist, könnte das Venezianische für Italien sein.

Wir sitzen direkt am Wasser und schauen auf die aus glasierten Ziegeln und weißem Marmor errichtete Brücke, die mit elegantem Dreierbogen die Ufer des Canale miteinander verbindet. Der weiße Marmor mag übrigens meiner nach Schönheit und Unvergänglichkeit gierenden Phantasie entspringen, es kann sich ohne weiteres auch um profanen, weiß getünchten Sandstein handeln. Neben dem

Brückenaufgang auf der anderen Seite ein etwas verwittert und schief aussehender, aber adrett pastellfarben renovierter, dreistöckiger Palazzo, in dem um die Mitte des 18. Jahrhunderts Jean Jacques Rousseau als Sekretär des französischen Botschafters am Federkiel gekaut haben soll. Auf zahlreiche der schrägen Ziegeldächer sind abenteuerlich konstruierte Dachgärten in den Himmel gebaut, wie wir sie aus den Romanen Donna Leons kennen. Vorn stehen sie auf hohen, rechteckig gemauerten, an sehr schlanke Schornsteine erinnernden Stelzen und hinten kleben sie irgendwie auf dem Dachfirst. Commissario Brunetti muß ganz in der Nähe wohnen. Mir wird vom bloßen Hinschauen schwindlig, jeder Windhauch vom Meer scheint die hölzernen Konstrukte davon wehen zu können.

Von der dreibogigen Brücke genießen wir, wie eine Verheißung fernen Glücks den Blick auf die Mündung des Kanals in die Laguna morta, die fast nur noch aus Industriebrühe bestehen soll und auf einer Breite von 2 Kilometern Venedig von der terra ferma trennt. Es ist ein Anblick, der eine diffuse Sehnsucht weckt, nach Schönheit, nach Reinheit, nach einer Welt im Urzustand der Unschuld, wie es ihn wohl nie gegeben hat und nie geben wird, wie er aber in Venedig beim Blick von einer Brücke als Möglichkeit gedacht werden kann.

Auf der Ghettoseite des Kanals tauchen wir wieder ein in den Halbschatten der Gassen und Kanäle. Durch ein vergittertes Loch in einer Mauer sehen wir in einen verwilderten Garten. Üppig wucherndes Grün, als einziger Farbtupfer eine halb verblühte Hortensie. Wir begegnen kaum einem Menschen. Wie schön wäre es, wenn jetzt aus einem der mittäglichen Fenster eine Belcanto-Arie erklänge. Doch wir hören nichts als unsere Schritte und das Flügelschlagen der Tauben. Oft enden die Gassen an einem Kanal, und wir müssen Umwege laufen, obwohl wir gar nicht wissen, wo wir eigentlich hin wollen.

Manche der meist dreistöckigen Häuser scheinen noch nicht alt zu sein. Sie erinnern bisweilen an Plattenbauten im Miniaturformat, haben dafür aber eine grellbunte Fassade, vor der Wäsche im Lagunenwind flattert. Hinter jeder Straßenecke ändert sich die Perspektive. Wenn hier auch die rechten Winkel vorherrschend zu sein scheinen, sie verändern das Straßenbild doch nie so sehr, dass es seinen Bühnencharakter verlöre. An jeder Straßenecke könnte ein Stück von Goldoni aufgeführt werden. Jedes Stückchen des öffentlichen Raums ist von einer Intimität, die es in anderen Städten dieser Größenordnung kaum noch gibt.

Dann inmitten der rechten Winkel eine zweistöckige Häuserzeile mit rundbogigen Fenstern und an der Außenmauer klebenden, bauchigen Kaminen, deren Schornsteinabdeckungen an den Kopfschmuck griechisch orthodoxer Priester erinnern. Nur ein einsamer älterer Herr begegnet uns, der mit gesenktem Kopf und einer Plastiktüte an der Hand durch die melancholische Stille des Mittags schlurft.

Da das Bühnenbild der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Gassen bis in den letzten Winkel von einer erbarmungslosen Mittagssonne ausgeleuchtet ist, flüchten wir in den Schlagschatten einer Häuserzeile, die in Ost-West-Richtung verläuft, doch leider am Ufer eines Kanals endet, was uns zur Umkehr und zu abermaligem Venedig-Zick-Zack nötigt. Zumindest lassen wir uns jetzt dazu herab, mal in einen der Stadtpläne, die wir dabei haben, zu schauen, wobei wir entdecken, dass wir uns ganz in der Nähe des Campo dei Mori und der Kirche der Madonna dell'Orto befinden, wo es Tizians und Tintoretts und - Schatten gibt. Das bedeutet, wenn wir dort hin, und

überhaupt irgendwo hin wollen, müssen wir die ganze Länge des im Licht einer krachenden Sonne vor uns liegenden Kanalufers, auf dem jegliches menschliche Leben verdampft zu sein scheint, hinter uns bringen. Es gibt keine Alternative. Mütze auf, Augen zu und durch!

Auf der anderen, nicht befestigten Seite des Kanals klatschen die Wellen gegen die unverputzten Mauern schäbiger Gebäude, die nach Lagerschuppen aussehen. Und in der Tat, dort wird gearbeitet. Vor einem geöffneten Tor, das den Blick auf Stapel von Paletten mit Kisten drauf frei gibt, sind zwei Männer dabei, mit Hilfe eines Gabelstaplers einen Lastkahn zu entladen. Ein Gabelstapler in Venedig ist etwa so exotisch wie es ein Dinosaurier auf der Leipziger Straße in Frankfurt-Bockenheim wäre.

Nach etlichen hundert Metern beschwerlichen Marsches erreichen wir den Campo di Sant'Alvise, dessen grauweißer Marmorboden uns unbarmherzige Fieberglut entgegenschleudert. Der Platz ist völlig leer und scheint nicht mehr von dieser Welt zu sein. Gleichsam als habe man vergessen, die Kulissen einer verstaubten Goldoni-Inszenierung wegzuräumen. Benommen von Hitze und Licht stolpern wir in ein geöffnetes, Schatten verheißendes Kirchenportal, hinter dem eine glasverkleidete Kassenbox daran erinnert, dass wir in Venedig sind, wo hinter jeder Kirchenmauer Bilder berühmter Maler hängen, für die man, so man sie sehen will, Eintritt bezahlen muss. Hier sind es, laut Reiseführer, drei Tiepolos, sowie die „entzückenden Kindercarpaccios“, die wir uns gern angeschaut hätten, doch die Dame im Kassenhäuschen scheint über unser Erscheinen derart erschrocken, dass wir nur einen kurzen, kostenlosen Rundumblick wagen und wieder in die Helligkeit des Mittags hinaustreten, wobei sie uns auf dem Fuß folgt und mit einem verstohlen um Verständnis bittenden Blick das Portal hinter sich abschließt. Wir ahnen, den ganzen Vormittag hatte sich kein Schwein hier her verirrt, und nun hätten wir sie im letzten Moment fast um ihre wohlverdiente Mittagspause gebracht...

Ein Mann, der seinen Hund ausführt, hat den Platz inzwischen durch seine Anwesenheit wiederbelebt. Wir fragen ihn, wo es zum Campo dei Mori geht. Über das Brückchen, dann links, am Kanal entlang und wieder links. Der Campo ist eher eine verbreiterte Gasse, die von den bröckelnden Mauern niedriger Palazzi gesäumt ist. An vier Stellen wachsen weiße, Turban tragende Gestalten, von denen man annimmt, dass sie arabische Kaufleute darstellen sollen, die im Mittelalter hier ein Handelskontor hatten, aus den Fassaden. Die Gestalt an der Ecke hat eine nachträglich hinzugefügte, übergroße, schwarze eiserne Nase im Gesicht, was nicht sehr schön aussieht. Frühere Generationen pflegten an dieser Ecke gegen die Obrigkeit gerichtete Spottverse niederzulegen und dabei dem Herrn Antonio Rioba über die damals noch weiße Nase aus Stein zu streichen, bis sie so abgenutzt war, dass die moderne Obrigkeit sie durch eine weniger empfindliche Karnevalsnase aus Eisen ersetzen ließ, deren Aufnahmekapazität für Streicheleinheiten ungleich größer war...

Schon von der Brücke aus hat man einen schönen Blick auf die Hauptfassade der Kirche Madonna dell'Orto, der Madonna vom Garten. Gelblich rote Backsteinmauern, weißer Marmor, Türmchen, eine runde Kuppel in der Mitte, alles wie vom Zuckerbäcker. Im Inneren ein paar protzige Marmoraltäre, einige Tintoretos, wo kräftige Farben, Licht und Schatten und biblische Gestalten fröhlich durcheinander wuseln. In der rechten Chorkapelle das Grabmal Jacopo Robustis, alias Tintoretto.

Auch ein Tizian hängt, dunkel und geheimnisvoll, in einer Seitenkapelle. Ein Bellini ist nur als Foto vorhanden, das Original wurde 1939 geklaut und ist seitdem nicht wieder aufgetaucht. Der Eintritt von 2 Euro 50 lohnt sich. Mein *Sono pensionato* hatte bei der Dame im Kassenhäuschen leider nur ein müdes Lächeln bewirkt. Als wir die Kirche verlassen, ist der Platz davor menschenleer, kaum zu glauben, dass zur Blütezeit Venedigs hier ein Zentrum gesellschaftlichen Lebens gewesen sein soll, wo Künstler, Kaufleute und Kurtisanen sich lebensfroh miteinander vermischten.

Am Haus Nummer 3398 vorbei, in dem Tintoretto die letzten 20 Lebensjahre mit seiner Familie verbrachte, ehe er endgültig in die Gruft in der Kirche Madonna dell'Orto umzog, gehen wir weiter in Richtung Süden, wo wir hoffen, auf den Canal Grande zu treffen, von dem aus wir dann sicher sind, uns in Richtung Ristorante „Chinatown“ orientieren zu können, denn wir haben Hunger und Durst und müssen mal pinkeln. Wir erreichen auch ohne Probleme die Vaporetto Station San Marcuola, wo ich mich, um sicher zu gehen, in welche Richtung wir uns zu halten haben, mit einem Angestellten der Verkehrsbetriebe überflüssigerweise auf eine Diskussion in einer dem Esperanto nachempfundenen Sprache einlasse, nämlich ob der Canale di Cannaregio 100 Meter weiter in Richtung Bahnhof oder, wie er mir weismachen will, in Richtung Rialto in den Canal Grande mündet. Seine Körpersprache drückt aus, dass er überzeugt ist, einen Geistesgestörten vor sich zu haben, den er nur loswerden kann, indem er gebetsmühlenartig die magischen Worte *per Rialto, per San Marco* wiederholt, weil seine beschränkte Phantasie sich nicht vorstellen kann, dass ein ausländischer Tourist in Venedig etwas anderes vorhaben könnte, als sich von Mittouristen über die Rialto Brücke zum Markusplatz schieben zu lassen.

Wir hatten gehört und gelesen, dass es in Venedig nicht leicht war, einen Ort, an den man einmal durch Zufall gelangt war, ein zweites mal mit vollem Bewusstsein wieder zu finden. Doch wir folgen einfach selbstbewusst dem einen Gässchen, verwerfen das andere, schlagen noch ein paar Haken und stehen wenige Minuten später auf dem breiten Trampelpfad, der zur Ponte delle Guglie und damit zum Canale di Cannaregio führt. RR kauft bei einem der vielen Andenkenhändler kleine venezianische Masken, während ich mich diskret in den Schatten einer Hauswand drücke. Schon von der Brücke aus sehen wir die Terrasse des Chinatown, auf der wir uns kurz darauf niederlassen. Wir bestellen Huhn und Ente mit Gemüse und Reis, Bier und Wasser, Espresso und Capuccino. Das Essen ist auf gehobenem Garküchen-Niveau, und wir zahlen für alles zusammen knapp 25 Euro. Wenn wir gut italienisch essen wollen, werden wir das in Frankfurt machen, dort haben wir im Umkreis von 100 Metern um unsere Wohnung mindestens 6 erstklassige Ristorante und Pizzerien, die wesentlich besser und preiswerter sind als die Touristenfallen hier.

Während wir nach dem Essen in den bequemen Aluminiumstühlen sitzen, entspannt aufs Wasser schauen und stolz darauf sind, dass wir diesen Ort wieder gefunden haben, können wir der Müllabfuhr bei der Arbeit zusehen. Es gibt keine Mülleimer. Die Bewohner stellen zugebundene Müllbeutel vor die Haustür, die man in mobilen Gittercontainern sammelt, welche auf Frachtkähne verladen und zur Müllkippe auf dem Festland geschippert werden.

Da wir meinen, unser Laufpensum für heute so ziemlich erfüllt zu haben, gehen wir die paar Schritte zur Vaporetto-Station am Fuß der Guglie Brücke und steigen in die Linie 41 nach Murano. Das ist eine der großen Annehmlichkeiten in Venedig, wenn die Füße pflastermüde sind, setzt man sich in irgendeinen Vaporetto und lässt sich,

egal wohin und so lange man Lust hat, durch einen frischen Wind übers milchig grüne Wasser dieseln. Wir haben Glück und finden zwei Sitzplätze im offenen Heck des Bootes. Dort röhrt der Motor beim An- und Ablegen bis tief ins Zwerchfell hinein, und man hat das Gefühl, nur ein paar Zentimeter über der Wasserlinie zu sitzen. Die Schiffsschrauben schäumen eine im Gegenlicht der niedrig stehenden Sonne tausendfach funkelnde Kielwasserspür auf. Auf der Fahrt zur Fondamenta Nuove sehen wir etwas von der dem Festland zugewandten, weniger attraktiven Kehrseite des Sestiere, das wir heute Vormittag durchstreift haben. Ein Kran ragt in den Himmel. Kleinere Reparaturwerften mit dem rostigen Charme von Schrottplätzen säumen die Ufer. An San Michele vorbei, wo hinter hohen roten Ziegelmauern die Toten ruhen, erreichen wir schließlich nach kurzer Fahrt Murano.

Im 16. Jahrhundert lebten und arbeiteten 30 000 Menschen auf Murano. Jetzt sind es noch knapp 7000, die, außer vom Tourismus, vom Glasblasen und vom Verkauf der dabei hergestellten, mehr oder weniger schönen Produkte leben. Die Schaufenster entlang des Kanals, der von der Vaporetto-Station Colonna ausgeht, sind voll davon. Was davon in Asien oder auf Murano hergestellt wurde, können wir nicht beurteilen, es ist uns aber auch egal, da wir sowieso nicht vorhaben, etwas zu kaufen. Auch der ausdrückliche Hinweis in vielen Schaufenstern, „100% Murano-Glas“, kann uns davon nicht abbringen. Bis auf ein paar Vasen ohne Preisschild sind die zur Schau gestellten Dinge schlichtweg scheußlich.

Am Ende der Fondamenta Vetrai stolpern wir in die Kirche San Pietro Martire, wo es einen Bellini gibt, den wir für einen Tintoretto gehalten hätten. Im Seitenschiff hängt ein achtarmiger Leuchter aus weißem, geriffeltem Muranoglas. Der würde uns gefallen. Auch die kunstvollen Arbeiten aus farbigem Marmor an den Altären und den Balustraden, die den Chor vom Hauptschiff trennen, beeindruckt uns. Ebenso ein ockerfarbenes Taufbecken.

Gegenüber der Kirche, auf der anderen Seite des Rio del Vetrai, steht in heroischer Einsamkeit ein stilisierter Weihnachtsbaum aus bunten Glasröhren und gibt Anlass zu der Frage, ob der Geschmack im Designerland Italien sich wirklich so tiefgreifend gewandelt hat, dass so etwas im öffentlichen Raum zur Schau gestellt werden kann.

Auf einer eisernen Brücke überqueren wir den Canal Grande di Murano, gehen einige hundert Schritte bis zur Vaporetto-Station Museo, wo wir das nächste Boot zurück zur Haltestelle Colonna nehmen, weil wir davon ausgehen, dass wir dort etwas trinken und dabei gleichzeitig den Blick auf die Silhouette Venedigs auf der anderen Seite der Lagune genießen können. Auf der kurzen Fahrt kommen wir an dem ziemlich ausgedehnten Gelände ehemaliger Glasfabriken vorbei, die nicht den Eindruck machen, als ob in ihnen noch gearbeitet würde. Aus den Schornsteinen steigt kein Rauch, und viele Fensterscheiben sind zerbrochen. Die einzigen menschlichen Wesen, die wir vom Wasser aus sehen, sind zwei fettleibige junge Männer, die einem schrottreifen Lastkahn einen neuen Anstrich verpassen.

An der Haltestelle gibt es einen Kiosk mit Tischen und Stühlen davor. Leider ist der Inhaber gerade dabei, die Schotten dicht zu machen. Dabei ist es erst kurz nach fünf. Doch er ist gnädig und füllt uns ein Glas mit Bier und eines mit Prosecco (2,30 + 1,50), dann räumt er die Tische und Stühle weg. Da es zu regnen beginnt, flüchten wir mit den Gläsern in der Hand unter das Dach der ein paar Schritte entfernten Vaporetto-Station. Ich hatte gerade das leere Muranoglas im Rucksack verstaut, als

wir den jungen Mann vom Kiosk mit unmissverständlicher Absicht auf die Haltestelle zu eilen sehen, wo er mit etwas mürrischer Miene seine Gläser zurück verlangt. Ich kann meines noch unauffällig aus dem Rucksack holen, während RR ihres erst austrinken muss. Schade, wäre ein nettes Souvenir gewesen. Er scheint dem Wahrheitsgehalt unserer treuherzigen Beteuerungen, dass wir die Gläser selbstverständlich zurück gebracht hätten, keine große Bedeutung beizumessen, sein grimmiger Gesichtsausdruck deutet eher darauf hin, dass er uns liebend gern in der Lagune ersäufen würde.

Mit dem Vaporetto Nr. 41 fahren wir zurück zur Piazzale Roma, wo wir gerade noch den Bus um halb acht erreichen. Der wird, nachdem wir die letzten beiden Sitzplätze erwischt haben, sehr voll. Während der Fahrt sehen wir am nördlichen Horizont die Konturen der Dolomiten. Wenn man sich die Gesichter der Fahrgäste anschaut, könnte man nicht sagen, dass irgendwer „typisch italienisch“ aussieht. Nur die junge Frau uns gegenüber scheint einem Gemälde Botticellis entstiegen zu sein.

Als wir uns der Haltestelle Cesare Musatti nähern, drücken wir den Knopf für den Haltewunsch zu spät, so dass der Bus nach einem heftigen Bremsmanöver erst 50 Meter hinter der Haltestelle direkt vor der Villa zum Stehen kommt, was den Fahrer veranlasst, missbilligend hinter uns her zu schauen.

Heute ist es angenehmer, weil kühler als gestern, trotzdem treibt uns der Lärm, nachdem wir uns notdürftig mit Rotwein und Whisky abgefüllt haben, um halb elf ins Bett.

MI 16.5.07.

Wir stehen um halb acht auf. Kurz nach zehn sitzen wir im Bus nach Venedig. Der Himmel ist von italienischem Blau, kein Wölkchen ist zu sehen. Es ist noch angenehm kühl, doch wir wissen, wenn die Sonne die letzten Dunstschleier über der Brenta geschluckt hat, wird es heiß werden. Trotzdem haben wir vorsichtshalber unsere Schirme dabei.

Wir nehmen einen Vaporetto der Linie 1, die von der Piazzale Roma bis San Marco jede Station am Canal Grande anfährt, mit dem wir heute einen Fototermin haben. Da das Boot sehr voll ist, stehe ich nach kurzer Zeit, weil man von dort aus einen guten Blick hat, halb in der Fahrerkabine. Wir merken ziemlich schnell, dass es müßig ist, die Palazzi links und rechts irgendwelchen Namen zuzuordnen und lassen deshalb die berühmte Kulisse, über die bereits alles gesagt und geschrieben worden ist, gemächlich an uns vorüber ziehen und sich zu einem Bild verdichten aus namenlosen, pastellfarbenen Fassaden, in deren Fenstern, wenn sie nicht gerade blind oder vernagelt sind, sich die Jahrhunderte spiegeln. Mag er, von einer Aura aus Schönheit umgeben, noch so prunkvoll sein, jeder Palazzo hat immer auch etwas von einer aristokratischen, an das abgetragene Tweedjacket eines britischen Landjunkers erinnernden Schäßigkeit. Die meisten sehen aus, als hätten sie schon längst versunken sein müssen, und doch stehen sie seit Jahrhunderten, und werden wahrscheinlich noch weitere Jahrhunderte ihre Fassaden im Großen Canal spiegeln, dessen kleine, milchig grüne Wellen gegen ihre feuchten Grundmauern klatschen, während über den rostroten Dächern mächtige Kirchenkuppeln stumpfen Grünspan in den makellosen Himmel wölben. Der Wind, der heute aus Osten kommt, riecht nach Muscheln und Seetang und hat die Farbe des Meeres.

Auf den beiden Märkten am Rialto herrscht lebhafter Betrieb, und die leeren Gemüse- und Fischkisten stapeln sich längs des Ufers. Als wir uns der berühmten Brücke nähern, scheucht mich der Fahrer, da ich jetzt fast neben ihm stehe, mit einer etwas unwirschen Handbewegung zurück. Vor, unter und hinter der Brücke wimmelt es von Gondeln, die sich jeden Moment mit ihren 20 Kilo schweren Bugeisen (ferro) ineinander zu verhaken drohen, doch sich stets mit einem elegantem Ruderschlag wieder von einander lösen.

Auf der Höhe von San Silvestro schaukelt ein Polizeiboot auf den Wellen, Männer in dunkelblauen Uniformen mit viel Lametta auf Brust und Schultern versuchen, in dem schwankenden Boot stehend, würdevoll das Gleichgewicht zu wahren und sind offensichtlich damit beschäftigt, einen Herrn im dunklen Zweireiher zu eskortieren, der wohl auf hohem Besuch in der Stadt weilt. Da wo der Canal, der mitnichten an ein S sondern an ein Fragezeichen erinnert, den großen Bogen nach Süden macht, wird es ruhiger auf dem Wasser. Mit einem kleineren Motorboot werden Möbel transportiert, ein etwas größerer Lastkahn bringt eine Ladung Pressluftbohrer an ihren Bestimmungsort. Kurz vor Salute, wo wir aussteigen wollen, klumpen sich vor dem Hintergrund des weiten Bassins von San Marco die Gondeln noch einmal so sehr, dass es aussieht, als könne der Vaporetto sich seinen Weg nur bahnen, indem er sie rücksichtslos rammt, doch das ungeschriebene Gesetz auf dem Canal lautet: die Gondel hat immer Vorfahrt. Außerdem handhaben die meisten Gondolieri das auf der Forcola ruhende Ruder mit einer derartigen Kunstfertigkeit und Eleganz, dass es ihnen immer wieder gelingt, größere Motorschiffe hauchzart am Heck ihrer schwarzen Barke (lat. cymbula=gondola?) vorbei rauschen zu lassen.

Bei der Salute Kirche schräg gegenüber von San Marco gehen wir an Land. Die Basilica di Santa Maria della Salute begrüßt uns mit einer riesigen Freitreppe aus weißem Marmor und wölbt ihre vier unterschiedlich großen Kuppeln in den Himmel. Mit ihrem Bau war Anfang des 17. Jahrhunderts begonnen worden. Nach dem Ende einer Pestepidemie, die 50 000 Opfer, das war ein Drittel der Einwohner, gefordert hatte, gelobte man, hier eine Kirche zu errichten. Um des Ereignisses zu gedenken, findet jedes Jahr im November auf den Stufen der Treppe eine Dankprozession statt.

Im Reiseführer lesen wir, dass „*der Architekt Baldassare Longhena ein jungfräuliches Werk, seltsam und schön, in der Form einer runden ‚Maschine‘ angekündigt und nicht übertrieben*“ hatte... Ähnliches Selbstbewusstsein verströmen heutige Architekten ja manchmal auch noch. Werfen wir also einen Blick ins Innere der ‚Maschine‘. Der kreisrunde Raum, der von einem wunderbaren, wir nehmen an - byzantinischen - Leuchter, der von der hohen Kuppeldecke herabhängt, beherrscht wird und dessen Fußboden aus rötlichen Marmorfliesen gerade von einer Putze, die garantiert aus dem Kosovo stammt, poliert wird, ist für profane Füße abgesperrt. Unsere Augen können sich dafür satt sehen an dem barocken Geprünge aus Marmor und Gold und Weiß und dem Rot der ewigen Lichter, die überall in den Nischen flackern. Ein Halbrelief neben einem der Altäre zeigt einen glatzköpfigen Herrn im wallenden Gewand. In der rechten Hand trägt er ein Buch, darauf eine Taube sitzt. Die linke zeigt auf sein Herz, das wie ein Lebkuchenherz auf seiner Brust hängt.

Durch einen schmucklos weiß getünchten Gang gelangen wir in die Sakristei. Die ist völlig leer, nur ein melancholisch blickender älterer Herr kassiert 2 Euro 50 pro Person. Wir sind also im Herzen der Maschine, der Geldmaschine, angelangt. Er

verkauft auch Postkarten, auf denen das, was es hier zu sehen gibt, reproduziert ist. An der hohen Decke hängen drei Tizians. Da ist Kain gerade dabei, seinen Bruder Abel zu erschlagen, sehr realistisch brutal, und erst nach mehrmaligem Positionswechsel unten auf der Erde erkennt man, wo bei dem Bild oben und unten ist. Auf dem anderen Gemälde will Isaak seinem einzigen Kind gerade den Kopf abschlagen. Nur ein Engel schwebt noch über ihm, und man weiß nicht, reicht er ihm oder entreißt er ihm das Schwert. Auf dem dritten Bild hat David gerade den Goliath besiegt und reckt über dessen übel zugerichteter Leiche die triumphierend gefalteten Hände gen Himmel. Im 21. Jahrhundert ist für die bildliche Darstellung derart dramatischer Ereignisse Hollywood zuständig.

Die ganze eine Längswand nimmt ein Tintoretto ein. Die Hochzeit zu Kanaan. Wo Jesus zum ersten Mal zeigte, was er konnte, indem er vor den Augen seiner Jünger und der entzückten Hochzeitsgesellschaft Wasser in Wein verwandelte. Auch wenn im Hintergrund des Bildes am entfernten Kopfende der Hochzeitstafel die durch einen dezenten Heiligenschein von den übrigen Gästen unterschiedene Gestalt Jesu zu sehen ist, kann man ohne Bedenken von einer „Hochzeit zu Venedig“ sprechen. Das Ambiente entspricht wohl eher dem Festsaal eines am Canal Grande gelegenen Palazzo der besseren Gesellschaft Venedigs um die Mitte des 16. Jahrhunderts als dem Festzelt von Nomaden im Palästina der Stunde plusminus Null. Es ist so wunderbar lebendig und realistisch gemalt, dass es das Standfoto aus einem Fellini-Film sein könnte. Um beim Betrachten der Deckengemälde eine Genickstarre zu vermeiden, liegen Spiegel bereit, mit deren Hilfe man, da sie auch eine leicht vergrößernde Wirkung haben, bequem Details der Tizians an der Decke und des Tintoretts an der Wand heranzoomen kann.

Nachdem wir uns endlich entschieden haben aufzubrechen, werden wir von dem Herrn an der Kasse zur Tür geleitet, die er sorgfältig hinter sich abschließt. Auch im großen Kuppelbau werden wir zum Portal eskortiert, das sofort hinter uns abgeschlossen wird. Endlich sind wir weg und man kann die ersehnte Mittagspause machen.

Wir setzen uns auf die Marmorstufen der Freitreppe und essen einen Apfel. In der Sonne ist es heiß, doch der Wind, der aus Osten kommt, ist unangenehm kalt. Nachdem wir einem Ehepaar aus Sachsen, das sich wegen des geschlossenen Hauptportals hilfeschend an uns gewandt hatte, erklären konnten, dass die Basilika gerade Mittagspause macht, spazieren wir noch ein paar Schritte in Richtung Punta della Dogana, der alten Zollstation, die wie ein Schiffsbug in das Becken von San Marco hineinragt. Doch der Zugang ist mit Brettern vernagelt, das ganze Areal ist eine riesige Baustelle.

Schließlich gehen wir zurück zur Basilika, am Hauptportal vorbei und gelangen über ein weißes Brückchen mit kunstvoll geschmiedetem Geländer in das Gassengewirr des Sestiere Dorsoduro, „Harter Rücken“ deshalb genannt, weil hier die Gebäude ausnahmsweise auf festem Grund und nicht auf Pfählen im schlammigen Grund der Lagune errichtet sind.

Nachdem wir, nur unserem Instinkt folgend, um alle möglichen Ecken gebogen sind, führt eine enge, dämmrige Gasse hinaus ins ungeheure Blau und Grün und Weiß der Fondamenta delle Zattere. Die Sonne brennt von einem wolkenlosen Himmel auf die Steinplatten der Uferpromenade, und es gibt keinen Schatten. Doch der kühle Wind

macht es erträglich. Das Wasser scheint aus grün gewelltem Muranoglas, das der Wind zum Funkeln bringt. Hier möchte man hinter einem der blauen oder grünen, jetzt in der Mittagshitze geschlossenen Fensterläden wohnen, zumindest während der warmen Jahreszeit und jeden Tag auf den Canale della Guidecca schauen, auf dessen grünen Wassern etwa vier- bis fünfhundert Meter entfernt wie eine Fata Morgana die Insel gleichen Namens zu schwimmen scheint, deren rostrotes Dächergewirr von Palladios mächtiger weißer Redentore Kirche überragt wird. Dahinter als blasser Dunst die Lagune mit nur noch dem Lido zwischen sich und dem offenen Meer. Wie ein Hauch streift uns das Glück des mediterranen Augenblicks, in seiner seltenen, urbanen Form.

Wir bewundern noch ein paar sehr alte, hölzerne Haustüren, die mit modernster Schließtechnik ausgerüstet sind, fotografieren uns in einer verspiegelten Tür mit dem breiten Kanal im Hintergrund, nehmen an einem schmiedeeisernen Tor, das auf den Campus der Kunstakademie führt, erschrocken das Schild wahr, auf dem steht „No Tourists“, fühlen uns daraufhin ein bisschen wie der Hund, der im Metzgerladen nicht erwünscht ist und verschwinden schließlich in der nächsten Calle, die ins Innere von Dorsoduro zurückführt. Viele Gebäude sind nicht verputzt, doch die Farben der rohen Backsteine harmonieren immer mit den verputzten Fassaden der Nachbargebäude. Keine Aufeinanderfolge, kein Ineinanderübergehen von Details gibt dem Auge jemals einen Anlass zur Ermüdung. Die größte Schäßbarkeit wird fast immer zu einem unverzichtbaren Bestandteil anmutiger Schönheit. Das ist nicht steril herausgeputztes deutsches Fachwerk à la Rothenburg ob der Tauber, das hier ist ein Charme des Zerfalls, der voller melancholischer Vitalität steckt.

Viele Calli enden an einem stillen Kanal. Auf den immergrünen Wassern treiben, von den schräg einfallenden Sonnenstrahlen zum Funkeln gebracht, byzantinische Ornamente aus helllila bis dunkelviolettem Seetang, grauen Zigarettentippen und blassrosa Blütenblättern. Auf einem winzigen Campo, wo die Hauswände von Geranien überwuchert sind, sitzt eine junge Frau, an die Mauer einer Toreinfahrt gelehnt, streckt beide Beine von sich und räkelt sich wohligh in der Sonne, während ein junger Mann ihr etwas ins Ohr flüstert und dann in einem Hauseingang verschwindet. Jede Brücke, sei sie noch so klein und namenlos, überrascht mit immer neuen Perspektiven auf das gerade eben Geschaute und fügt den drei vorhandenen Dimensionen eine nicht zu definierende, nur durch die Poren der Haut aufzunehmende hinzu, die das Zwerchfell zum Flattern bringt.

An einer belebten Straßenecke, die am Trampelpfad liegt und nicht weit vom Canal Grande entfernt sein kann, ziehen wir 120 Euro aus einem Geldautomaten. In unserem Rücken kniet vor einer weißgetünchten, nachlässig verputzten Steinmauer ein altes Weiblein mit buntem Kopftuch und hält mit demutsvoll gebeugtem Rücken einen Pappbecher in den öffentlichen Raum. Ich mache ein Foto von ihr und schmeiße als Honorar 50 Cent in den Becher. In einer der Gassen verschlingen wir hungrig das Viertel einer wagenradgroßen Pizza, das für 2 Euro verkauft wird. Auf einem Schild an einer geschlossenen, blau lackierten Haustür lesen wir: *team Worx, television & film GmbH, Commissario Brunetti...*

Immer dem Trampelpfad nach, an Kirchen mit touristisch klingenden Namen vorbei, erreichen wir schließlich den Campo Santa Margherita. In der Mitte des länglichen, unregelmäßigen Rechtecks sehen wir ein graues, würfelförmiges Gebäude, das früher das Gildehaus der Färber und Gerber und später das Parteilokal der

Democrazia Christiana war. Heute sieht es nach renovierungsbedürftiger öffentlicher Bedürfnisanstalt aus, ist es aber leider nicht. Es scheint gar keinem Zweck mehr zu dienen. Im Schatten einer Platane stehen mehrere rot gestrichene Bänke, auf denen ein paar, laut Reiseführer, „liebenswert-schrullige Anwohner“ sitzen, denen man ansieht, dass sie die Preise in den Kneipen, die in beträchtlicher Anzahl den Platz säumen, nicht bezahlen können oder wollen. Wir wollen auch nicht, müssen aber, weil wir mal müssen. Außerdem haben wir Durst. Wir setzen uns auf die Terrasse einer eher „alternativ“ aussehenden Trattoria und bestellen Prosecco und Birra. Die Atmosphäre ist angenehm relaxed, offensichtlich ist es ein Szenetreffpunkt für junge Leute, egal ob einheimisch oder Ausländer, wo der Kellner, ein spindeldürrer junger Mann, der aussieht, als habe er das letzte Drittel seiner wie auch immer gearteten Drogenkarriere erreicht, von allen geduzt wird. Nachdem wir noch das „bagno“ benutzt haben, machen wir uns wieder auf den Weg.

Unser Ziel ist wie gestern das „Chinatown“ am Canale di Canareggio. Unterwegs kommen wir an diversen Ristorantes vorbei, doch alle sehen nicht sehr einladend aus und sind obendrein teuer, so dass es nicht schwer fällt, der Versuchung, uns irgendwo niederzulassen, zu widerstehen. Nachdem wir am Campo San Pantalon den vom Dachfirst bis zum Boden reichenden, zickzackförmigen, handbreiten Riss in der grauen, waschbrettartig geriffelten Fassade der Kirche San Pantalon bewundert haben, gelangen wir in eine dämmrige Calle, wo in kleinen Läden noch die echten venezianischen Karnevalsmasken in Handarbeit hergestellt werden. Vor einem der Lädchen eine Schaufensterpuppe mit der Maske des Pestarztes, das ist die mit dem langen gebogenen Vogelschnabel, der zu seiner Zeit eine durchaus wichtige Funktion hatte, denn in ihm hatte der Arzt, der ansonsten nur noch mit einem Holzstöckchen zum Lupfen der Bettdecke ausgerüstet war, desinfizierende aromatische Kräuter aufgeschichtet, die verhindern sollten, dass er sich selbst ansteckte.

RR: Die Chefin des Chinatown erkennt uns sofort wieder und lacht übers ganze Gesicht. Wir bestellen Porc mit Vegetables und Scampi mit Gemüse, vorher einen großen Salat, dazu Vino, Wasser, Espresso und bezahlen für alles 23 Euro 50!

Auch heute schlurft der Mann mit den zwei Hunden vorbei. Er wohnt offenbar gleich um die Ecke, und wir haben das Gefühl, wenn wir Morgen wieder hier sitzen, werden wir uns freundlich zunicken.

Nachdem wir lange genug unter dem knallblauen Himmel gesessen und den lästigen Ostwind ertragen haben, fahren wir zur Fondamente Nuove. Dort stellen wir fest, dass es schon zu spät ist, um heute noch nach Burano weiter zu fahren. Deshalb nehmen wir den Vaporetto nach Murano, der als nächste Haltestelle San Michele, die Friedhofsinsel anfährt, wo wir aussteigen. Ein Schild am Eingangstor besagt, dass der Friedhof um 18.00 Uhr geschlossen wird. Es ist 17.30 Uhr, und da der Vaporetto ohnehin weg ist, beschließen wir einen kurzen Rundgang. Vorbei an ca. drei bis vier Meter hohen, etwas verwitterten, mit bunten Plastikblumen geschmückten weißen Mauern, die die Urnen oder Särge beherbergen, finden wir im hintersten Teil des Friedhofs eher zufällig das Grab Diaghilev's. Auf dem Gedenkstein liegen diverse, immer noch sehr grazil wirkende Tanzschuhe, verwelkte Blumen sowie ein Strohhut. Da die Durchsage kommt, dass der Friedhof schließt, schlendern wir zum Ausgang zurück und nehmen uns vor, noch einmal wieder zu kommen und dann auch Strawinsky zu besuchen.

KB: Während wir als die einzigen Fahrgäste auf den Vaporetto nach Murano warten, hören wir hinter uns immer noch die schauerliche Lautsprecherstimme, die in mindestens einem Dutzend Sprachen monoton die Aufforderung wiederholt, den Hades zu verlassen. Und wir können nicht umhin uns vorzustellen, wie es wohl wäre, wenn wir ungewollt die Nacht auf dieser Insel der Toten verbringen müssten...

Auf Murano hatten wir gestern in der Nähe der Station Museo das Schild eines Coop Supermarktes gesehen. Da Morgen Feiertag ist und wir nicht wissen, wie bürokratisch die Italiener die Ladenschlusszeiten handhaben, wollen wir noch etwas einkaufen. Es ist gegen halb sieben, als wir dort ankommen, und noch herrscht an den Kassen reger Einkaufstrubel. Wir kaufen eine Flasche Stock Brandy, eine Literflasche Bardolino mit Schraubverschluss und Käse (Provolone valpadano).

Nachdem wir unseren Einkauf im Rucksack verstaut haben, wollen wir draußen vor dem Coop in der einzigen Kneipe weit und breit noch etwas trinken, doch man klappt gerade die Stühle und Tische zusammen. Dass auf Murano „ständig eine griesgrämige Stimmung von frühem Ladenschluss in der Luft hängt“, wie James Morris beobachtet hat, können wir trotzdem nicht bestätigen, uns ist eher aufgefallen, dass sowohl die Gesichter der Kunden wie auch der Angestellten nicht diesen Ausdruck von widerwilliger Gereiztheit zeigen, den man in Frankfurter Supermärkten beobachten kann, hier ist eine freundliche Gelassenheit vorherrschend, die sogar einen kleinen Flirt zwischen der attraktiven jungen Mama und dem adretten Fleischverkäufer zulässt. Man zeigt nicht offen, dass man sich vom Kunden gestört fühlt, und der Kunde fühlt sich nicht als unerwünschter Eindringling. Da wir Durst haben, renne ich noch mal in den Markt zurück und hole ein paar Flaschen kaltes Wasser und zwei Büchsen eiskaltes Heineken Bier für die Rückfahrt. Als ich zu RR zurückkomme stellen wir fest, dass sie direkt neben einem Brunnen steht, aus dem kühles Trinkwasser hervorsprudelt.

Auf dem Rückweg zur Piazzale Roma stehen wir im Heck des Dampfers und sehen, wie auf der Fondamenta di Cannaregio im Gegenlicht der tief stehenden Sonne das Grün einer Markise zärtlich mit den abendlichen Lederfarben der alten Gebäude kokettiert und ein einzelnes Fenster wie ein Spiegel die Lichtmoleküle bündelt und zum Strahlen bringt. Es ist gerade mal 19.00 Uhr, doch die Ufer sind fast menschenleer, auch auf dem Wasser ist kaum noch Verkehr. Die Brücke mit den drei Bögen überspannt in erhabener Einsamkeit das goldfarbene Wasser des Kanals. Auch auf dem kurzen Stück Canal Grande bis zur Piazzale Roma ist keine einzige Gondel zu sehen. Venedig geht schlafen. Dafür ist in der Vorhalle des Busbahnhofs der Bär los. Es ist dickster Berufsverkehr und die Busse sind knallvoll.

Da ich den ganzen Tag widerliche Nackenschmerzen gehabt hatte, gehe ich mit manischer Besessenheit daran, alle Hässlichkeiten der Piazzale Roma zu fotografieren, als ob ich mir dadurch Genugtuung für die heute erlittenen Schmerzen verschaffen könnte. Auf einem erhöhten Rondell mit kümmerlichen, verstaubten Bäumen, das die Piazzale vom Kanalvenedig trennt, sitzt ein Penner auf einer der Bänke und versucht vergeblich, seine Hosen hochzuziehen. Ein japanischer Tourist sortiert seine Photoausrüstung. Meine Frau sitzt auf der Bank mir gegenüber und liest im Reiseführer. Ich könnte den ganzen Busbahnhof und mich dazu in die Luft sprengen.

Aus dem Bus heraus fotografiere ich mit nicht nachlassender manischer Intensität die Industrieanlagen von Marghera und delektiere mich mit masochistischer Freude an der Hässlichkeit der Welt. Wir sind gegen halb neun im Hotel, wo ich versuche, mich ein bisschen zu entspannen. Zum Glück gibt es in der Glotze ein Fußballspiel. Zwei spanische Mannschaften spielen um den Cup der Vereinigung der europäischen Margarineproduzenten. Ich schlucke Novalgin und Aspirin und Brandy und Rotwein und starre auf den Bildschirm. Irgendwann fühle ich mich etwas besser, und wir liegen um halb elf im Bett.

DO 17.5.07. Himmelfahrt

Morgens ist es recht kühl, der Himmel ist bedeckt, doch man ahnt, die Sonne lauert hinter den Wolken. Wir schaffen den Bus um kurz nach zehn. Ich habe heute Schmerzmittel dabei und hoffe, dass es erträglich wird. Auf der Piazzale Roma kaufen wir als erstes die Bustickets für Morgen früh zum Flughafen. Dann fahren wir mit der Linie 42 zur Fondamente Nuove, wo die Fähren nach Burano und Torcello abgehen.

Das Schiff ist größer als die Vaporetti, die auf dem Canal Grande verkehren. Trotzdem gibt es in der geräumigen Fahrgastkabine kaum noch freie Sitzplätze. Offensichtlich will alle Welt den Feiertag auf Burano verbringen. Bei dieser Gelegenheit widerfährt uns sogar die Ehre, dass ein Schaffner unsere Tickets kontrolliert.

Mir gegenüber sitzt ein reizendes, älteres englisches Ehepaar. Ich schätze beide auf 75 plus. Er hat einen edlen Spazierstock mit Klappsitz dran, sie einen zusammengerollten Schirm in der Hand. Den Kopf leicht gegen ihr Ohr geneigt spricht er mit halblauter Stimme auf sie ein. Mehr als dass sie nach Torcello wollen, kann ich den Gesprächsbrocken, die durch das Dieselgegurgel an mein Ohr dringen, leider nicht entnehmen. Ich vermute, dass sie nicht zum ersten Mal diese Fahrt machen, wahrscheinlich ist es ein nostalgischer Ausflug in die Vergangenheit, denn jedes Mal wenn der alte Gentleman der aufmerksam lauschenden Gattin etwas ins Ohr flüstert, überzieht ein verklärtes Leuchten ihr faltiges, immer noch schönes Gesicht. Dabei lächelt sie ihn mit strahlenden Augen an, dass er sich für einen Moment verlegen abwendet, wobei sein rosiges Gesicht mit dem runden Mündchen eine leichte Purpurfärbung annimmt.

Da die Fenster, wie bei allen Vaporetti, völlig verdreht sind und daher nur einen sehr vagen Blick nach draußen erlauben, gehe ich nach vorn und lasse mir den Lagunenwind um die Nase wehen. Das erste, was man von Burano erblickt, ist ein abenteuerlich schiefer Campanile, der wie ein angespitzter, schräg stehender Bleistift in den wassergrauen Himmel ragt.

Nachdem wir an Land gegangen sind, nehmen wir Platz auf der Terrasse eines Imbiss in der Nähe des Landungsstegs, wo uns ein dickliches Mädchen etwas, das entfernt an einen Sandwich erinnert und zwei Cappuccino serviert. Dann hält sie sehnsüchtig Ausschau nach dem nächsten Kahn, von dessen Passagieren bestimmt wieder zwei oder drei hier hängen bleiben werden. Als die Leute, die mit uns gekommen sind, sich einigermaßen verlaufen haben und das nächste Boot schon Kurs auf die Anlegestelle nimmt, machen auch wir uns schleunigst auf die Socken.

Durch ein vor Sauberkeit glänzendes Gässchen, wo winzige Lädchen die einheimische Spezialität, merletti, handgeklöppelte Spitzen, anbieten, gelangen wir an einen Kanal, an dessen Ufern sich Kneipe an Kneipe reiht, deren Terrassen fest in der Hand fressender Franzosen sind. Die Luft über den quietschbunten Häuschen ist angefüllt von einem behaglichen Schmatzen. Wenn Venedig Große Oper ist, dann ist Burano eine Opera buffa. Und wirklich hat hier im 18. Jahrhundert ein Baldassare Galuppi gelebt, der federleichte Operetten geschrieben haben soll.

Wir überqueren die Piazza, die nach dem großen Sohn der Stadt benannt ist, bewundern den, je weiter wir uns von ihm entfernen immer schiefer werdenden Campanile der Kirche San Martino und finden uns schließlich an einem Kanal wieder, dessen Ufer verlassen in der Mittagssonne daliegen. Vor den Hauseingängen der niedrigen Fischerhäuschen, die selten mehr als ein Stockwerk haben, hängen Bahnen aus bunt gestreiftem Markisenstoff, um die Bewohner vor neugierigen Blicken zu schützen. Zwei Katzen liegen auf den wie gebohrt aussehenden Steinplatten in der Sonne und ignorieren uns mit souveräner Gelassenheit. Auf der anderen Kanalseite ein durch ein hohes Eisengitter vom Wasser getrennter Schulhof mit einem Schatten spendenden Baum in der Mitte. Alle Kinder haben weiße Kittelchen an (wahrscheinlich ist hier gar kein Feiertag) und lassen die Luft von fröhlichem Pausengeschrei erzittern. Das Wasser des Kanals ist so glatt, dass die Gebäude und der Himmel sich darin spiegeln. Die gegenüber dem Schulhof zum Trocknen aufgehängten Fischernetze künden davon, dass neben der Klöppelei und dem Tagestourismus, die Fischerei immer noch eine der Haupterwerbsquellen ist.

Nachdem wir eine Brücke passiert haben, wo uns eine elektrische Hebevorrichtung für Rollstuhlfahrer auffällt, in Venedig hatten wir darauf noch gar nicht geachtet, suchen wir unseren Weg zurück zur Anlegestelle durch freundliche, leere Gässchen, wo tizianrote neben babyblauen, giftgrüne neben kanariengelben, ockerfarbene neben lila Fassaden stehen. Im freien Raum zwischen ihnen flattert Wäsche im Wind.

Da wir noch einmal in Ruhe den Friedhof auf San Michele anschauen möchten, steigen wir in Murano beim Leuchtturm aus, dem einzigen Halt zwischen Burano und Fondamente Nuove. Nach einigen hundert Schritten erreichen wir den Rio dei Verrai, wo wir uns auf der Terrasse einer Trattoria niederlassen und Prosecco bestellen. Der Wirt sieht nach Halsabschneider aus, und wir werden nicht enttäuscht, für ein Gläschen Venetobrause kassiert er 3 Euro fuffzich. Auch der Sandwich, der am Nebentisch serviert wird, sieht nicht sehr verlockend aus und kostet bestimmt das Doppelte wie in San Marco.

RR: Die Kneipe, vor der wir sitzen, liegt direkt neben einer Brücke aus Stein. Ein Schild weist darauf hin, dass das Picknicken auf den Brückenstufen verboten ist, wo sich eine junge Frau mit einem Kleinkind niedergelassen hat, das sie füttert. Der Papa steht mit dem Kinderwagen daneben und schaut zu. Es sind offenbar Muslime, denn die Frau trägt ein Kopftuch in der Art, wie ich es von Frankfurt her kenne. Es ist die erste Frau mit Kopftuch, die wir in Venedig sehen. Kurz darauf geht eine weitere Frau - ebenfalls mit Kopftuch - vorbei. Ganz in der Nähe der Vaporetto-Station sitzen die Mitglieder einer arabischen Großfamilie auf der niedrigen Kaimauer, die Männer in blendend weiße Djellabas, die Frauen in dezente orientalische Stoffe gehüllt, unter denen europäische Accessoires von Prada oder Gucci hervorlugen. Sie sind mit Schmuck behängt, der bestimmt nicht aus buntem Muranoglas ist.

KB: Auf San Michele können wir uns heute Zeit lassen. Wir schauen in einige der Privatgruftten hinein, deren kreisrunde Anlage den vorderen Teil des Friedhofs beherrscht. Manche der schmiedeeisernen Gittertore stehen offen. Andere sind verrammelt oder milchverglast. In den offenen sieht es sehr unaufgeräumt aus, da sich wahrscheinlich niemand mehr darum kümmert. Aus einstmaligen mit Samt bezogenen Betstühlen quillt die Füllung, auf den Marmorengeln liegt fingerdick Staub, es riecht nach verwelkten Blumen und vergangenen Zeiten. In den meisten Gruftten liegen mehrere Generationen gleichen Namens. Man sieht auf Fotos würdevolle Matronen mit hochgeschlossenen, viktorianischen Spitzenkragen und Männer mit Ehrfurcht gebietenden Seehund- oder auch Kinnbärten, die auf „Vatermörder“ herunter hängen.

An den Kreis der Gruftten schließt sich der militärische Teil des Friedhofs an. Hier sind vor einem beeindruckenden Hintergrund aus düster in den Himmel züngelnden Zypressen alle Kriegsschauplätze der letzten hundert Jahre in Holzkreuzen gebrannt. Und unverrottbar bunte Plastikblumen geben tröstliche Kunde vom ewigen Leben.

Ganz am Ende des Friedhofs am Fuße einer Ziegelmauer, unweit von Diaghilew's Tanzschuhen, finden wir die Gräber von Igor und Vera Stravinsky. Hier gibt es keine Plastikblumen, auf Igors Grabplatte liegt eine angewelkte weiße Rose. Direkt hinter der Mauer wird gebaut, und nicht unerheblicher Baulärm stört die Totenruhe. Was da gebaut wird, ist nicht zu erkennen, wahrscheinlich ein neues Beinhaus, da in dem alten kein Platz mehr ist, und man die Knochen schlecht einfach ins Wasser kippen kann.

Auf dem Weg zum Ausgang kommen wir am Recinto VIII Bambini, also der Abteilung für Kinder vorbei, die zum Glück nur aus einer kurzen Reihe Gräber besteht. Manche der Kinder haben nur einen Tag gelebt. Wir sind erschüttert, als uns von einem Grabstein das Foto eines knapp sechsjährigen Jungen anschaut, *„in dessen Augen man noch den unsichtbaren Fußball sieht...“*^{*}

Es ist früher Nachmittag, als wir den Friedhof verlassen und zur Fondamenta Nuove zurück fahren. Wir haben Hunger und Durst, Beine und Füße sind müde, mein Nacken schmerzt so, dass ich das tiefe Röhren des Dieselmotors während des An- und Ablegens wie einen Stromstoß durchs Rückgrat rasen fühle.

Irgendwie haben wir nur noch das Bedürfnis, etwas einigermaßen Anständiges zu essen und dann den Tag beschaulich ausklingen zu lassen. Gleich in der Nähe der Vaporetto-Station werfen wir einen Blick in eine Pizzeria, aber die dort auf der Theke liegenden Pizzen sind von einer Farbe und Konsistenz, dass uns der Appetit für eine Weile vergeht und wir beruhigt weiter suchen können. Alle Ristorantes im Sestiere Castello, das wir in Richtung Rialto, San Marco durchheilen, sind uns entweder zu klein oder zu groß, zu schattig oder zu sonnig, zu laut oder zu teuer.

Wir haben so lange an allem etwas rumzumäkeln bis wir urplötzlich wie die letzten Deppen in der Touristenfalle am Canal Grande stehen und das Gewimmel um uns herum und auf der Rialtobrücke betrachten, die aussieht, als wäre sie eine Kulisse

^{*} Ceas Noteboom

aus Pappmaschee, auf die man hunderte von unscharfen Fotografien menschlicher Gesichter geklebt hat.

Bei uns ist jetzt endgültig die Luft raus. Wir haben nur noch tierischen Hunger. Preise und Qualität sind uns plötzlich egal, darauf haben wir heute genug geachtet, jetzt ist dafür keine Zeit mehr. Der nächste Groß-Imbiß ist zwei Schritte entfernt. Am Pizza-Schalter kaufen wir zwei Stück Pizza mit Pilzen, die Portion für 4 Euro. Unsere Zähne haben gerade einen ersten Kontakt mit den appetitlichen Teigfladen gehabt, als wir bemerken, dass es neben der Pizza-Abteilung noch eine lange Selbstbedienungstheke gibt. Davor Tische und Bänke mit Bezügen aus rotem Kunstleder. Wir brauchen also nicht im Stehen zu essen. Der ziemlich große Speisesaal ist fast leer, nur am Nebentisch ist eine japanische Großfamilie gestrandet. Nachdem wir mit der Pizza fertig sind, haben wir immer noch Hunger. RR holt sich einen winzigen Salat und ein Wasser für zusammen 5 Euro zehn, ich leiste mir eine kleine Portion Lasagne für 8 Euro. Wir hatten diese Nepp-Erfahrung zwar nicht unbedingt machen wollen, doch irgendwie, so trösten wir uns, gehört sie bei einem Venedigbesuch dazu.

Es ist kurz nach fünf Uhr als wir auf der Piazzale Roma ankommen. Da wir den Abend nur ungern auf der Terrasse der Villa Gasparini verbringen wollen, beschließen wir, in der Nähe noch eine Kneipe zu suchen, wo wir draußen sitzen und etwas trinken können. Also gehen wir den selben Weg wie am ersten Abend, an den gelangweilten, geringelten Gondolieri vorbei, über das weiße Brückchen, durch den winzigen Park und sind nach wenigen Schritten auf der Fondamenta Minotto, wo wir am Montag, wir wissen nicht, ist das ein Jahr, ein Monat oder erst ein paar Tage her, zum ersten mal die Bühne Venedig betreten hatten.

Vor der Pasticceria La Bauta stehen einige Tische und bequeme Stühle, dort wollen wir uns ausruhen und von der charmanten Wirtin Prosecco servieren lassen. Wir strecken die Beine von uns, schauen aufs grünliche Wasser, die Glocken der umliegenden Kirchen läuten, am Nachbartisch wird gefränkelt, dynamische junge Herren mit breiten Krawatten und lässig über den Arm gelegtem Jackett, Aktenkoffer an der Hand, schlendern an unserem Tisch vorbei in Richtung Busbahnhof.

Wir sind angenehm erschöpft, wie nach einer harten, aber erfolgreich zu Ende gebrachten Arbeit, und wir merken, dass der Zauber des ersten Abends uns langsam einzuholen beginnt und wie ferner Widerhall einer alten Musik in uns nachklingt.

Damit der Abschied nicht zu schwer fällt, philosophieren wir ein bisschen über die auffällige Gelassenheit der Venezianer und sind geneigt, sie darauf zurückzuführen, dass sich ein großer Teil des alltäglichen Lebens mit meist vorindustrieller Geschwindigkeit auf dem Wasser abspielt. Wahrscheinlich ist das auch der Grund, warum Venedig eine der aggressionslosesten Städte ist, die wir kennen.

Außerdem fragen wir uns, mehr oder weniger ernsthaft, ob es untrügliche Merkmale gibt, an denen man die Einheimischen erkennt. Sie trägt auf jeden Fall Stöckel und klappert mit lässiger Eleganz über die glatten Steinplatten der Kanalufer, er trägt Anzug und Krawatte und einen schwarzen Aktenkoffer und liest, während er, im Traghetto stehend, den Canal Grande überquert, demonstrativ den Gazettino.

Wir fragen uns auch, wie leben Kinder in Venedig? Haben wir überhaupt welche gesehen? Bis auf die im Kittelchen auf Burano eigentlich keine. Auf den fast dreihundert Fotos ist kein einheimisches Kind zu sehen. Doch: im Ghetto vecchio sahen wir eine junge Frau mit Kinderwagen in eine Gasse einbiegen.

Schließlich fragen wir uns, wie leben Katzen in Venedig? Bekommen sie Futter aus der Dose? Oder frühstücken sie morgens in der Nähe des Rialtomarkts, essen zu Mittag hinter den Abfalltonnen einer Trattoria in Cannaregio, stellt man ihnen zum Abendessen in San Marco ein Schälchen mit Leckereien vor die Tür? Haben sie einen festen Wohnsitz oder leben sie frei in diesem Katzenparadies?

Auf jeden Fall sind wir uns darüber einig, dass man sich Venedig „verdient“ haben muss. Man sollte nach Möglichkeit jenseits der Fünfzig sein und sich selbst einigermaßen kennen und von der Welt ein bisschen was gesehen haben, ehe man sich daran macht, diese Stadt und vielleicht auch einen unbekanntem Teil von sich selbst zu entdecken.

Als wir gehen wollen, biegt noch einmal die Gondelparade um die Ecke des Kanals. Der Gondoliere rudert, der Dicke mit der asthmatischen Stimme singt O sole mio, die Fahrgäste sitzen, das Weinglas in der Hand, entweder in ergriffenem Schweigen oder rufen blöde Bemerkungen zum Kanalufer hinauf, wenn sie andere Teilnehmer ihrer Reisegruppe entdeckt haben. Es ist alles ein bisschen peinlich, doch wir wissen jetzt: *Tausend Tonnen Kitsch können den genialen Funken nicht ersticken, für den diese Stadt Zeugnis ablegt, solange sie stehen wird.**

Als wir im Bus nach Dolo sitzen, ist Wehmut und eine diffuse Sehnsucht in uns. Wir ahnen, es ist eine Sehnsucht, die nie zu stillen ist, ob man in Venedig lebt oder nicht. Es ist die Sehnsucht nach einer Welt vor dem Sündenfall. Und wir wissen auch, es gibt nur wenige Orte auf unserem Planeten, die es vermögen, diese Sehnsucht zu wecken.

FR 18.5.07.

Um halb zehn waren wir gestern Abend im Bett gewesen und hatten uns heute Morgen um halb sechs wecken lassen. Waren aber schon zwei Stunden vorher wach gewesen.

Wir nehmen den Bus um sieben, der ist voll mit Pendlern, doch wir bekommen gerade noch 2 Sitzplätze. Die junge Frau, die neben mir sitzt, muss meinen Trolley, der in den Kurven immer wieder umzukippen droht, festhalten. Um viertel vor acht sind wir auf der Piazzale Roma. Der Bus zum Flughafen wartet bereits, ist noch völlig leer und soll in zwanzig Minuten fahren. Der Fahrer steht draußen und raucht eine Zigarette. Wir schieben unsere Koffer in das Gepäckfach, dessen Klappen weit geöffnet sind. Als wir einsteigen wollen und ihm unsere gestern gekauften Tickets zeigen, schüttelt er energisch den Kopf und gibt uns zu verstehen, dass diese für seinen Bus nicht gelten, der fährt ohne Zwischenstopp und kostet einen Euro mehr. Mit Händen und Füßen macht er uns klar, dass der Bus, für den unsere Tickets gültig sind, in 5 Minuten auf A 1 abfährt. Wir zerren etwas genervt unser Gepäck hervor und eilen quer über den Platz nach A 1, wo tatsächlich mit laufendem Motor der zu

* Rudolf Hagelstange

unseren Tickets passende Bus steht. Offenbar sind die Abfahrtszeiten der beiden Linien so aufeinander abgestimmt, dass man, wie in unserem Fall, mit seinem Gepäck gerade noch über den Platz hetzen kann, um diesen Bus, mit dem die meisten fahren, zu erwischen.

Da der Bus ohne Stau wirklich nur 20 Minuten gebraucht hat, haben wir nach dem Check-in reichlich Zeit zum Totschlagen. Wir verlassen die Schalterhalle und wenden uns nach rechts. Hinter blühenden Hecken und den stacheldrahtbewehrten Metallgitterzäunen des Flughafengeländes sehen wir an einem wolkenlosen Horizont die blauen Gipfel der Dolomiten. Über unseren Köpfen rauscht auf einer Hochstraße der Autoverkehr.

Nachdem wir mehrere Zigaretten geraucht haben, machen wir uns auf den Weg in die andere Richtung. Auf einem Schild steht, dass es 7 Minuten zu Fuß bis zur Haltestelle der Wassertaxis sind. Durch ein futuristisches Vierteloval aus Plexiglas, das die Sonnenstrahlen abhält, führt ein mit roten Backsteinen gepflasterter Weg parallel zur Hochstraße zu dem Ufergelände, wo die Vaporetti und Wassertaxis anlegen.

Wir setzen uns auf eine Bank und beobachten das nicht sehr geschäftige Treiben. Außer einem offensichtlich nicht unvermögenden Amerikaner, der mit Gattin und einer Flut von Koffern, auf die sich die herumlungernenden Träger stürzen, einem Wassertaxi entsteigt, ist wohl kaum ein Reisender gewillt, für die zwanzigminütige Fahrt mit dem Motorboot von San Marco bis zu 100 Euro zu bezahlen, Gepäck extra. Als der amerikanische Herr nach einem kurzen Wortwechsel mit der Gattin festgestellt hat, dass die Kamera noch an Bord sein muss, bringt er mit lässiger, befehlsgewohnter Handbewegung die Hiwis am Ufer dazu, das Taxi zu stoppen, das sich schon etliche Meter vom Ufer entfernt hat. Der Chauffeur wendet augenblicklich und kann, als er seinen Kumpels die Kamera hoch reicht, hinter einem strahlend verlegenen Grinsen nur unvollkommen die Enttäuschung verbergen, bei einem fast gelungenen Gelegenheitsdiebstahl in letzter Minute ertappt worden zu sein.

Nachdem wir uns noch einmal den sanften Lagunenwind um die Nase haben wehen lassen, nehmen wir Abschied und gehen durch die futuristische Plexiglasschlange zurück zum Flughafengebäude.

RR: Der planmäßige Abflug war für 10 Uhr 25 vorgesehen. Der Monitor an Gate 11 zeigt eine Verspätung von 15 Minuten an. Wir stehen im ersten Drittel einer langen Schlange und üben uns in Geduld. Gegen 11 Uhr kommt eine Lautsprecherdurchsage auf Italienisch, Englisch und Deutsch, dass es ein technisches Problem gibt und in 10 Minuten weitere Infos folgen werden. Etwa eine halbe Stunde später erscheint ein dynamischer Herr mittleren Alters hinter dem Abfertigungsschalter und bittet um Ruhe. Die goldenen Streifen am Ärmel seiner dunkelblauen Uniform weisen ihn als Piloten aus. Er erzählt, dass die Maschine, mit der er eben gelandet ist und die uns nach Frankfurt fliegen sollte, einen technischen Defekt hat: Bei der Landung hat man gemerkt, dass zwei wichtige Räder am Fahrwerk platt sind. Der Ersatz muss aus Frankfurt eingeflogen werden, und das kann 4 Stunden dauern.

Von einer uniformierten Dame werden wir über eine Hintertreppe zu den Gepäckbändern geführt. Dort nehmen wir unsere Trolleys in Empfang. Die

Reisegesellschaft löst sich auf. Wir gehen wieder hoch in die Abflughalle und stellen uns ans Ende der langen Schlange vor dem Lufthansa Schalter. Wir vermeinen irgendetwas gehört zu haben, dass wir umbucht werden, aber nichts genaues wissen wir nicht. Andere, deren Gesichter uns aus der Schlange vor Gate 11 noch bekannt vorkommen, stehen am Ticketschalter an. Die Leute vor uns, ein Ehepaar mit erwachsener Tochter, wollen nach Hamburg und müssen in Frankfurt umsteigen. Auch hier Ratlosigkeit. Vorn am Schalter passiert kaum etwas. Die Schlange bewegt sich nicht. Niemand da, den man fragen könnte. Auf der Anzeigentafel steht jetzt LH 4083 Frankfurt 10.25 - 16.00.

KB: Ich fühle mich an letztes Jahr Barcelona erinnert und gehe vor zu der Dame hinterm Schalter und frage, wo ich ein Beschwerdeformular bekommen kann. Die Dame winkt ab und sagt *Technischer Defekt. Nichts zu machen*. Sie drückt mir Infomaterial, die Passengers Rights betreffend, in die Hand sowie zwei Lunch-Gutscheine. Wenn wir mit der bis dahin hoffentlich reparierten Maschine um 16 Uhr fliegen wollen, können wir unser Gepäck gleich hier aufs Laufband stellen, brauchen nicht neu einzuchecken, alles bleibt gültig...

RR: Das Gepäck rollt davon. Ich blicke wehmütig hinterher. Wir sitzen auf der Raucherterrasse. In Richtung Süden schauen wir auf die Dächer und den Campanile von San Marco. Im Norden das Panorama der Dolomiten. Der Herr aus Hamburg gesellt sich zu uns. Wir tauschen die neuesten Informationen aus. Sie wollen versuchen, einen Direktflug nach Hamburg zu bekommen. Wir gehen wieder in die Halle zurück und suchen nach einem Restaurant, das die Lunch Gutscheine akzeptiert. Bei der ersten Bar will man uns mit einem Sandwich und einem Kaffee abfertigen. Wir verzichten und finden schließlich am äußersten Ende der Halle eine riesige SnackBar, die richtiges Essen anbietet und die Gutscheine akzeptiert, nur den Nachtisch muss man selbst bezahlen. KB gibt seinen zurück.

Um Viertel nach zwei sitzen wir in der Nähe von Gate 11, von wo wir aufs Rollfeld schauen können. Direkt unter uns kommt eine LH Maschine zum Stehen. Wir schauen interessiert zu, ob Reifen ausgeladen werden. Irgendwann kommt ein Flughafenauto vorbei, auf dem zwei große Reifen, beklebt mit vielen bunten Zetteln, liegen. Unser Flug LH 4083 erscheint zwar auf dem Monitor, doch ein Gate ist nicht angegeben. Wir leisten uns eine Portion Gelato. (KB: Warum eigentlich erst auf dem Flughafen?) Um 10 vor vier erscheint unser Flug auf dem Monitor von Gate 9, doch ein Flugzeug ist nicht in Sicht. Wir sehen einige bekannte Gesichter von heute Vormittag, doch niemand stellt sich am Schalter an, der zwar besetzt ist und wo ab und zu hektisch telefoniert wird, doch niemand der Wartenden traut der Sache so richtig.

Um 10 nach vier werden wir schließlich in einen Shuttle-Bus geladen, der uns zu einem entlegenen Teil des Rollfelds bringt, wo ein Airbus 340 steht, der uns nach Frankfurt bringen soll. An dem unter der Maschine herumstehenden Gerät und herumliegenden Werkzeug kann man erkennen, dass repariert worden ist. Man scheint wirklich fertig geworden zu sein. Warum in 100 Meter Entfernung bewaffnete Sicherheitskräfte in gelben Westen auf dem Rollfeld stehen, wissen wir nicht. Dass sie offensichtlich wegen unseres Fliegers hier sind, entnehmen wir der Tatsache, dass sie verschwinden, sobald der sich in Bewegung gesetzt hat. Das Flugzeug ist gerade mal zu einem Sechstel besetzt, viele von heute Morgen haben offensichtlich umbuchen können. Die Hamburger fliegen auch mit. Sie haben um 8 Uhr einen

Anschlussflug nach Hamburg. Sie mussten ihren Sohn anrufen, damit er Hund Charly versorgt. Um Viertel vor fünf verkündet der Kapitän, dass die Flugzeit eine Stunde beträgt und über den Alpen und in Frankfurt das Wetter ähnlich schön ist wie hier. Um fünf Uhr entschuldigt er sich noch mal über Bordlautsprecher für die Verspätung. Die ausländischen Fluggäste besucht er persönlich. Es geht sehr familiär zu. Jeder hat fast eine Stewardess für sich allein.

Um viertel nach fünf starten wir schließlich. Der Kapitän fliegt einen großen Bogen über die Lagune und die Stadt. (KB: Als wir in Frankfurt den Flieger verlassen, verabschiedet er sich mit Handschlag und erzählt, dass sie noch vor ein paar Jahren beim Flug über Stadt und Lagune bis auf 500 Meter runtergehen konnten...)

Kurze Zeit später sind wir schon über den Alpen, wo Neuschnee gefallen ist. Um fünf nach halb sieben landen wir in Frankfurt.

© *Klaus Bölling, Frankfurt*